SITZUNGSBERICHTE
DER LEIBNIZ-SOZIETÄT

Band 37 • Jahrgang 2000

trafo Verlag Berlin

ISSN 0947-5850 ISBN 3-89626-296-3

Inhalt

Wolf gang Küttler

Vorbemerkung >>>

Joachim Herrmann

Begrüßung und Gratulation an Wolfgang Eichhorn zum 70. Geburtstag

Herbert Hörz

Wissenschaftstypen und Gesellschaftstransformationen >>>

Karl-Heinz Bernhardt

Kausalität in Natur und Gesellschaft - Gedanken zu einem Ansatz von Hans Ertel >>>

Hans Heinz Holz

Welt-Ort und Zeit-Stelle. Bemerkungen zum Verhältnis von Wahrheit und Geschichtlichkeit.
Wolfgang Eichhorn zum 70. Geburtstag >>>

Erich Hahn

Ideologiebegriffe gestern und heute >>>

Gerhart Neuner

Fluch des unaufhaltsamen Fortschritts? (Reflexionen über Dialektik der Aufklärung) >>>

Johannes Irmscher †

Zur antiken Universalgeschichtskonzeption >>>

Wolf gang Küttler

Der Formationsgedanke im Spätwerk von Karl Marx und die Perspektiven gesellschaftlichen Wandels >>>

Wolfgang Eichhorn

Gelehrtensozietät und Denken der Geschichte >>>

Mitteilungen der Leibniz-Sozietät

Herbert Hörz

300 Jahre Leibnizsche Gelehrtensozietät in Berlin. Bericht des Präsidenten zum Leibniz-Tag 2000 >>>

Preis der Leibniz-Sozietät für Gesellschaftswissenschaften verliehen >>>

Rezensionen

Helmut Steiner

"Wenn jemand seinen Kopf hinhält..." Beiträge zum Werk und Wirken von Walter Markov >>>

Vorbemerkung

Der vorliegende Band enthält Beiträge, die am 24. Februar 2000 in Berlin auf einem wissenschaftlichen Kolloquium der Leibniz-Sozietät zum 70. Geburtstag ihres Mitglieds und Schatzmeisters Wolfgang Eichhorn (23.2.2000) gehalten wurden. Entsprechend dem Arbeitsgebiet des Jubilars, aber ebenso auch angesichts der dringlichen Aktualität dieses Themas sind sie auf Fragen der Geschichtsphilosophie konzentriert. Der Vorsitzende der Klasse Sozial- und Geisteswissenschaften, Joachim Herrmann, würdigt das wissenschaftliche und wissenschaftsorganisatorische Wirken des Jubilars. Das breite Spektrum der in den folgenden Beiträgen behandelten Fragestellungen umfaßt generell wissenschaftsgeschichtliche (Herbert Hörz) und erkenntnistheoretische (Hans Heinz Holz) Probleme, Vergleichsfragen aus naturwissenschaftlicher, speziell meteorologischer Sicht (Karl-Heinz Bernhardt), Probleme der Ideologietheorie (Erich Hahn), der Pädagogik in einem Vergleich der Ansätze in der DDR mit denen der Kritischen Theorie im Westen (Gerhart Neuner) und schließlich der Formationstheorie speziell am Beispiel des Spätwerkes von Karl Marx (Wolfgang Küttler). Der Jubilar selbst verband seine Schlußbemerkungen mit einer Skizze der Fortschritte und Grenzen geschichtsphilosophischen Denkens in der Entwicklung der Leibnizschen Gelehrtensozietät seit ihren Anfängen.

Der Band wird ergänzt durch eine der Thematik des Kolloquiums nahestehende Rezension der zweiten Auflage des von der Leipziger Rosa-Luxemburg-Gesellschaft besorgten Gedenkbandes für Walter Markov. Weiterhin werden Materialien des Leibniz-Tag 2000 abgedruckt.

Berlin, Juli 2000

Wolfgang Küttler

Joachim Herrmann

Begrüßung und Gratulation an Wolfgang Eichhorn zum 70. Geburtstag

Wenigstens einige Worte zu persönlichen Daten von Wolfgang Eichhorn seien mir eingangs gestattet:
Geboren am 23. Februar 1930 in Thüringen, bezog Wolfgang Eichhorn nach entsprechender Vorbereitung 1948 die heimische Universität in Jena. Bis 1951 studierte er dort Philosophie und Gesellschaftswissenschaften. 1951–1956 wirkte er als Dozent, war sodann Aspirant an der Humboldt-Universität in Berlin. 1956 promovierte er über das Gesetz des dialektischen Widerspruchs.

Wie mir scheint, wurde dieses Promotionsthema und die damit verbundene Problemstellung prägend für die weitere Arbeit von Wolfgang Eichhorn. Sie führte ihn zur Habilitation 1963 „Über Probleme des Menschenbildes und der Ethik" an der Humboldt-Universität. Damit hatte Wolfgang Eichhorn einen weiten Problembereich abgesteckt, dessen verschiedene Aspekte ihn bis in die Gegenwart beschäftigen.

Mehrere Bücher, Broschüren und zahlreiche Aufsätze entstanden, vor allem während seiner Tätigkeit an der Berliner Akademie der Wissenschaften. 1969 wurde er vom Plenum der Akademie als deren Korrespondierendes Mitglied, 1973 zum Ordentlichen Mitglied gewählt.

Zahlreiche wissenschaftsorganisatorische, wissenschaftskulturelle und wissenschaftspolitische Aufgaben bestimmten sein Wirken an der Akademie, im Institut für Philosophie und in internationalen wissenschaftlichen Gesellschaften.

Der hohe Grad von Kompetenz und Vertrauen, den Wolfgang Eichhorn durch sein Wirken erlangte, führte zu der Entscheidung, ihn 1969 zum Leiter des neugebildeten Forschungsbereichs für Gesellschaftswissenschaften der Akademie zu berufen.

In dieser verantwortungsvollen Aufgabe lernte ich Wolfgang Eichhorn persönlich als Menschen und als Wissenschaftler kennen und schätzen. Sein Leitungsstil war ebenso undogmatisch wie sein wissenschaft-

licher Arbeitsstil. Konflikte auf höherer Ebene konnten daher wohl nicht ausbleiben. 1971 gab er die Leitung des Forschungsbereichs auf und widmete sich seinen wissenschaftlichen Anliegen. Die reichen Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Arbeit zu den Widersprüchen als Triebkraft gesellschaftlicher Entwicklung führten, obwohl auch in der DDR-Gesellschaft vielfach Anlaß zum Widerspruch, 1980 zur Anerkennung durch den Nationalpreis.

Die Abwicklung der Institute der AdW zwang Wolfgang Eichhorn – wie viele von uns – in den vorzeitigen „Vorruhestand". Er gehörte zu jenen Akademiemitgliedern, die der Berliner Senat insgesamt ins gesellschaftliche Abseits schieben wollte. Ebenso wie viele andere Mitglieder und Mitarbeiter der Akademie gab Wolfgang Eichhorn jedoch weder in der Forschung noch in der Wissenschaftsorganisation auf.

Zahlreiche wissenschaftliche Veröffentlichungen entstanden und entstehen im letzten Jahrzehnt. Die Leibniz-Sozietät hat der unermüdlichen wissenschafts-organisatorischen Arbeit von Wolfgang Eichhorn viel zu verdanken.

Ich habe nicht alle Publikationen von Wolfgang Eichhorn gelesen. Ihre Anzahl ist groß. Wesentlich für mich war und ist die Offenheit der Problemstellung, die ich bereits während seiner Tätigkeit als Leiter des Forschungsbereichs erfahren habe und die die Grundlage für mehrere wissenschaftliche Begegnungen wurde. Wolfgang Eichhorn versagte sich nie, wenn es um Problemdiskussionen ging. Er trug dazu bei, die gängigen, z. T. wenig historisch-dialektisch begründeten Vorstellungen von den vorkapitalistischen Gesellschaftsformationen aufzubrechen.

Im November 1978 lud das Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie zu einer internationalen Tagung „Produktivkräfte und Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit" ein (als Veröffentlichung erschienen, Berlin 1982). An der Tagung nahmen international ausgewiesene Wissenschaftler wie der Präsident der USA-Akademie Robert Mc Adams, der Geschichtsphilosoph Ram Sharma aus Indien, der Vizepräsident der Vietnamesischen Akademie der Wissenschaften, Pham Huy Thong, Pierre Briant aus Toulouse, Istvan Hahn aus Budapest, Zinaida V. Udalcova aus Moskau, insgesamt über 54 Wissenschaftler aktiv mit Vorträgen teil. Wolfgang Eichhorn war unter ihnen und entwickelte in einem mit großem Interesse und Beifall aufgenommen Grundsatzreferat die dialektischen Zusammenhänge zwischen „Formationsfolge und Pro-

duktivkraftentwicklung. Philosophische Beiträge zur Dialektik in der Geschichte". Unkonventionell und offen stellte er Fragen zu den komplizierten und z. T. unübersichtlichen Verhältnissen in vorkapitalistischen Gesellschaften in der Geschichte. Wir stimmten darin überein, daß sich „Gesetzmäßigkeiten der Geschichte" nicht als automatischer Prozeß verwirk-lichen, ebensowenig übrigens wie in der Naturgeschichte – sondern daß sie nur als Resultante, die sich über Widersprüche durchsetzten, zu begreifen sind.

In den vergangenen Jahren ist das Verständnis für diesen „Resultantencharakter" der Durchsetzung oder Nichtdurchsetzung historisch anstehender Problemlösungen wohl erheblich gestärkt worden.

In diesem Sinne wirkte Wolfgang Eichhorn auch maßgeblich an anderen Veranstaltungen mit – wie an der im November 1984 im Blockhaus in Dresden durchgeführten internationalen Konferenz „Family, State und the Formation of Society. Basis Problems of the Pre-Capitalist Epoches a Hundred Years after Frederick Engels' Work 'The Origin of the Family, Private Property and the State' (erschienen 1988, nachdem 729 Druckseiten z. T. mehrsprachig redigiert und gesetzt werden mußten).

Wolfgang Eichhorn sprach zum Thema „A Philosopher's View of Revolutionary Epoches". Auch in diesem Beitrag, der vor allem bei den englischsprachigen Teilnehmern nachhaltigen Eindruck hinterließ, hob Wolfgang Eichhorn die Kompliziertheit von historischen Prozessen und deren begrenzte Determiniertheit hervor.

Ich habe auf Zitate aus den geschichtsphilosophischen Darlegungen von Wolfgang Eichhorn verzichtet. Mir geht es darum, auf seine undogmatischen, tief durchdachten Ansätze zur Geschichtsphilosophie auch für die vorkapitalistischen Gesellschaften hinzuweisen.

Dieser seit der Dissertation von Wolfgang Eichhorn verfolgte Ansatz fand seine Fortsetzung nach 1990 und verhinderte einen Bruch in seiner wissenschaftlichen Denkleistung, er verhinderte Resignation. Damit ging aber auch die Befähigung einher, die geistige Entwicklung der Leibniz-Sozietät nachhaltig zu beeinflussen.

Wenn ich die Dinge annähernd überblicke, so ließen sich die geschichtsphilosophischen Arbeiten von Wolfgang Eichhorn, von denen heute z. T. die Rede sein wird, etwa unter folgenden Gesichtspunkten erfassen:

1. Fragen der Gesellschaftsformation, von Evolution, Revolution und Reform.

2. Widersprüche als Triebkraft und Grundlage für Resultanten, durchweg als Grundlage von geschichtlichen Abläufen.
3. Philosophie und die Möglichkeiten von Prognosen gesellschaftlicher Entwicklung.
4. Philosophie und Philosophen in ihrer Verantwortung für den Frieden.
5. Geschichte und Moralgesetz: Der Streit um den ethischen Sozialismus.

Dazu hielt Wolfgang Eichhorn 1998 in der Klasse für Sozial- und Geisteswissenschaften einen Vortrag (SB 23, 1998, H. 4, S. 39–57), angeregt u. a. durch Altersbriefe von Friedrich Engels, darunter an Franz Mehring. Es geht darin, und jetzt zitiere ich Eichhorn 1998, „...um die relative Selbständigkeit und Eigengesetzlichkeit von Politik, Recht, Moral, um die Spezifik der Umsetzung und Übersetzung des Materiellen in das Ideelle als Voraussetzung für die aktive Wirksamkeit dieser ideologischen Formen. Das Problem ist auch deshalb wichtig, weil damit der übergreifende normative Charakter des Moralischen, also auch der Moraltheorie, verbunden ist – ihre Funktion als ideelle Instrumente für Sinnfindung und Grundsatzentscheidungen" (SB Bd. 23, 1998, H. 4, S. 51).

Wolfgang Eichhorn hat die Geschichtsphilosophie des 20. Jh. bereichert, und wir sind froh, daß das auch wahrgenommen wurde. Ich danke allen, die sich bereit gefunden haben, im Kolloquium zu sprechen, insbesondere aber auch Wolfgang Küttler, der das Programm gestaltete.

Herbert Hörz

Wissenschaftstypen und Gesellschaftstransformationen

1. Einführung

Die Relevanz der Wissenschaft für gegenwärtige Gesellschaftstransformationen ist sicher unbestritten. Ein Indiz dafür ist die mehr oder weniger flexible Reaktion verschiedener Gesellschaftssysteme auf die Herausforderungen von Wissenschaft und Technik. Das programmatische Ziel, die Errungenschaften des Sozialismus mit den Ergebnissen der wissenschaftlich-technischen Revolution zu verbinden, um die Arbeitsproduktivität zu erhöhen und die Lebensweise zu verbessern, wurde nicht erreicht. Es kam zur größten sozialen Transformation der Geschichte von der Staatsdiktatur des Frühsozialismus in den osteuropäischen Ländern zur Kapitaldiktatur mit ihren bürokratisch-rechtlichen und monetären Strukturen. Diese erlauben es noch, die durch die wissenschaftlich-technische Entwicklung geprägten Produktivkräfte zur effektiven Produktion materieller Güter und zum Ausbau von Gesellschafts- und Bewußtseinstechnologien zu nutzen.

Diese herausragende Rolle hatten Wissenschaft und Technik für Umwälzungen von sozialen Strukturen in der Geschichte nicht immer. Wissenschaft entstand erst auf einem hohen Niveau gesellschaftlicher Arbeitsteilung. Sie wurde erst nach und nach die theoretische Grundlage dafür, wissenschaftliche Entdeckungen in Erfindungen zu überführen, um neue Technologien als Herrschaftsmittel der Menschen zur Gestaltung ihrer natürlichen, gesellschaftlichen und geistig-kulturellen Umwelt zu entwikkeln. Wo sie jedoch zu revolutionären Veränderungen der produktiven und destruktiven Kräfte der Menschen führte, wie bei der Einführung der Dampf- und Elektromaschinen und der Konstruktion effektiverer Waffen, folgten soziale Umwälzungen. Mein Versuch bestand deshalb darin, die historisch-soziale Komponente der Wissenschaft, auf der Grundlage einer philosophischen Entwicklungstheorie, in der Existenz von Wissenschaftstypen theoretisch besser zu fassen. Wissenschaftsentwicklung erweist sich dabei als dialektischer Typenwandel.[1]

Während Geschichtsphilosophen die Gesetzmäßigkeiten und Regularitäten gesellschaftlicher Umwälzungen zu ergründen suchten[2], haben Wissenschaftsphilosophen und -historiker den Weg von Wissenschaft und Technik nachgezeichnet. Eine Gesamttheorie ist daraus nicht entstanden. Eigentlich wären marxistische Philosophen, als dialektische und historische Materialisten, aufgerufen, daran zu arbeiten. Oft war jedoch die Spezialisierung so weit fortgeschritten, dass der Blick fürs Ganze verloren ging. Es war wie bei den Königskindern, die nicht zusammenkommen konnten, da das Wasser zu tief war und der Versuch, es zu überwinden, zum Ertrinken führen konnte.

Das führt mich zu Fragen, auf die ich Antworten zu geben versuche. Dadurch werden sicher mehr Probleme gestellt als gelöst. Wir kam es zu der bemerkbaren und bedauerlichen Kluft zwischen marxistischer Gesellschafts- und Wissenschaftsphilosophie? Welche Rolle spielt die Wissenschaft für die Gesellschaftstransformation? Worin besteht die Heuristik einer auf Naturwissenschaft gegründeten philosophischen Entwicklungstheorie für das Verständnis der Gesellschaftstransformationen? Was sind die Grundlinien des zyklischen Typenwandels der Wissenschaft? Was können wir über die Zukunft der Wissenschaft sagen?

2. Zur Kluft zwischen marxistischer Gesellschafts- und Wissenschaftsphilosophie

1972 fand in Moskau eine Konferenz von Berliner und Moskauer Wissenschaftsphilosophen zum Gesetzesbegriff statt, auf der, ausgehend von der Formulierung eines Kollegen über die derzeitige Epoche der wissenschaftlich-technischen Revolution, ein kurzer Streit über die Bestimmung der Epoche entstand. Der Formulierung wurde entgegengehalten, es handle sich um die Epoche des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus. Es gab keine Einigung und man tolerierte beide Formulierungen. Das dahinter stehende Problem der theoretischen Verbindung beider Forschungsfelder wurde nicht aufgegriffen, obwohl der Gesetzesbegriff, wenn man ihn in der Konzeption statistischer Gesetze fasst[3], eine Lösung ermöglicht.

In einem Kolloquium von Gesellschaftstheoretikern wäre das sicher anders gewesen, da es in dieser Zeit zu den Grundprinzipien historisch-materialistischen Philosophierens gehörte, bei der Bestimmung der Epoche die sozialökonomischen Gesellschaftsformationen in ihrem Ablauf

von der Urgesellschaft über Sklaverei, Feudalismus und Kapitalismus bis zum Sozialismus in den Mittelpunkt der Geschichtsbetrachtung zu stellen.[4] Das hatte sicher nicht nur wissenschaftliche Gründe, denn unter Geschichtsphilosophen und Historikern gab es immer wieder, auf Grund von Detailforschungen, Zweifel an diesem Schemas, die sich eigentlich mit den Überlegungen zu einer dialektisch-materialistischen Entwicklungstheorie deckten, in der die Zyklizität des Geschehens mit Stagnationen, Regressionen und der Ausbildung aller Elemente einer Entwicklungsphase, die zufällige Verwirklichung von Möglichkeiten mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit aus einem Möglichkeitsfeld und die Offenheit der Zukunft betrachtet wurden.[5]

Machtpolitische Gründe überwogen und verdeckten wissenschaftliche Zweifel. Wolfgang Eichhorn verweist darauf, dass es bei der „Interpretation des Formationsgeschehens im Sinne jener universalgeschichtlichen Stufenfolge" vor allem darum ging, „der damals praktizierten Gesellschaftspolitik und Herrschaftsstruktur eine scheinbar unumstößliche historisch-nomologische Legitimierung zu verschaffen."[6] Er kritisiert berechtigt das damit verbundene methodologische Herangehen an die gesellschaftliche Formationsentwicklung, das auf der Annahme einer allgültigen Ablaufgesetzlichkeit beruht, und fordert ein „theoretisches Instrumentarium, das sich eignet, Geschichte als Entwicklungsprozeß gedanklich zu reproduzieren und so für perspektivische und prospektive Interessen genutzt werden kann."[7] Ein solches, heuristisch nutzbares, methodologisches Instrument lag m. E. in philosophischen Analysen naturwissenschaftlichen Evolutionsdenkens vor. Es wurde jedoch nicht für die Geschichtsphilosophie im erforderlichen Umfang fruchtbar gemacht und nur von wenigen Geschichtsphilosophen überhaupt beachtet.

Daraus ergeben sich zwei Fragen, die für die Entwicklung einer dialektisch-materialistischen Sicht auf Geschichte und Wissenschaft wichtig sind. Warum haben Wissenschaftsphilosophen nicht mehr darauf gedrängt, Einsichten in die Entwicklungstheorie für den gesellschaftlichen Transformationsprozess auch methodologisch fruchtbar zu machen? Warum nahmen die nach einer adäquaten Methodologie suchenden Geschichtsphilosophen kaum Kenntnis von diesen Überlegungen zur Entwicklungstheorie? Der heuristische Wert ist, post festum gesehen, nicht zu bestreiten, denn Entwicklung als Tendenz zum Entstehen höherer Qualitäten, gemessen an Kriterien, durch die Ausbildung aller Elemente einer Ent-

wicklungsphase, einschließlich Stagnationen und Regressionen in Entwicklungszyklen zu fassen, in denen sich Möglichkeitsfelder ausbilden, von denen sich unter bestimmten Bedingungen, zu denen menschliches Handeln gehört, einige Möglichkeiten mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit zufällig verwirklichen können, hätte sicher dazu beigetragen, dem Geschichtsautomatismus und der Annahme einer historischen Ablaufkausalität den dialektisch-materialistischen Boden zu entziehen.

Auf die gestellte Frage gibt es sicher nicht nur die beiden Antworten, die schon gegeben wurden, nämlich die machtpolitische Komponente und die weit getriebene Spezialisierung. Beide spielen eine wichtige Rolle. Es kam jedoch noch hinzu, dass die Potenzen marxistischer Philosophie zur globalen Sicht auf große historische Prozesse im Meinungsstreit kaum genutzt wurden. Der Streit um Fragen der Gesellschafts- und Wissenschaftsentwicklung wurde auch unter dem Aspekt gesehen, was kann und darf gesagt werden. Hypothesen wurden nicht selten schon zu Theorien erklärt, was ihre Prüfung überflüssig erscheinen ließ. Auch unter den Wissenschaftsphilosophen gab es Auseinandersetzungen, in denen die heuristische Rolle der Philosophie schon für die Naturwissenschaften bestritten wurde.[8] Die Entwicklungstheorie, die auf der statistischen Gesetzeskonzeption basierte, sollte durch vereinfachte Modelle vom gesetzmäßigen Verlauf ersetzt werden, aus denen Überlegungen zur Modifizierung der objektiven Gesetze verschwanden. Manche Gesellschaftstheoretiker nutzten das Argument, die statistische Gesetzeskonzeption hätte ihren berechtigten Platz in den Naturwissenschaften, jedoch nichts in den Gesellschaftstheorien zu suchen. So spielten auch Unvermögen, Unwille und die strikte Verteidigung der eigenen Forschungsfelder eine Rolle.

Aus der Wissenschaftsgeschichte gibt es viele Beispiele für das Wirken solcher Faktoren. Denken wir an die globale Plattentektonik Alfred Wegeners, die von Geologen mit dem Hinweis abgelehnt wurde: Heiliger St. Florian verschon mein Haus, zünd' andere an. Sicher gilt auch hier Wilhelm Ostwalds Hinweis auf Strategien von Spezialisten, die dazu dienen, Einbrüche in ihren mit Mühe aufgebauten Algorithmus zur Abarbeitung von Aufgaben durch neue Ideen auf ihrem Gebiet zu verhindern. Erstens ignorieren sie die Idee, kommt sie doch wieder hoch, wird zweitens das ganze Feuer der Kritik gegen sie gerichtet und setzt sie sich dann doch durch, kann man drittens immer noch betonen, es war doch nichts Neues.[9]

Als Fazit unser Bemühungen, den inneren Zusammenhang wissenschaftlich-technischer und gesellschaftlicher Entwicklung im konkret-historischen Rahmen global theoretisch zu fassen, kann man festhalten: Bei aller Wertschätzung der detaillierten philosophischen Forschung, die geleistet wurde, haben dialektische und historische Materialisten für die Herausforderungen der wissenschaftlich-technischen Revolution an die Gesellschaftssysteme keine umfassende kritische Gesellschaftstheorie entwickelt.

Mich beschäftigt dabei auch persönlich die Frage, warum ich die Konsequenzen aus meinen entwicklungstheoretischen Überlegungen zaghaft oder gar nicht gezogen habe. Sicher spielt das Verhältnis von Apologie und Aufklärung dafür eine wichtige Rolle. Man fühlte sich zur Verteidigung der bestehenden Zustände gegenüber ungerechtfertigten (und manchmal auch berechtigten) Angriffen verpflichtet, weil man die neue, den Idealen nach humanistisch orientierte und antikapitalistische Gesellschaftsordnung nicht aufgeben wollte. Hinzu kommt jedoch der Widerspruch zwischen theoretischer Einsicht und emotionaler Hoffnung auf einen günstigen Ausgang immer wieder auftauchender Reformbestrebungen, der ja auch möglich ist, wenn man keinen Fetischismus des Geschichtsablaufs vertritt. Ich wollte die Differenz zwischen dem Wollen vieler Menschen nach einer menschenwürdigen Gesellschaft und den doch oft jämmerlichen Resultaten dieses Strebens unter den vorhandenen sozialen Strukturen begreifen und erklären. Aus der philosophischen Entwicklungstheorie waren mir die Zyklen des Geschehens bekannt. Aus den Untersuchungen zur Rolle objektiver Zufälle wußte ich von den Wahrscheinlichkeiten für die Realisierung von Möglichkeiten. Dazu kam meine Überzeugung, daß es möglich sein müsse, die Umstände menschlichen Verhaltens human zu gestalten. Die soziale Realität zeigte jedoch deutlich, daß die Individuen von den Strukturen, in denen sie leben, geformt sind. Das ließ bei mir viele Zweifel aufkommen, ob prinzipielle Strukturveränderungen überhaupt möglich sind.

Die theoretischen Konsequenzen aus meinen Positionen zur Zyklizität jeder Entwicklung, die neue Umwälzungen verlangten, wollte ich lange Zeit für die sozialen Systeme nicht ziehen, weil ich hoffte, daß die sozialistische Gesellschaft erst in einer Phase sei, in der es darum gehen sollte, die vorhandenen Entwicklungspotenzen auszuschöpfen. Die Erkenntnis von der Deformation der Ideale in der Staatsdiktatur des Frühsozialismus

war da, die Hoffnung, daß ein möglicher Weg zur Überwindung dieser Deformationen im sozialen System des „realen Sozialismus" selbst gefunden werden könne, erhielt ich mir lange Zeit. Sie war trügerisch. Ich habe später die Frage nach der eigenen Inkonsequenz so beantwortet: „Die Wirklichkeit muß erst die Relevanz der Gedanken bestätigen, damit man sie darlegt, obwohl sie gegen die eigenen Hoffnungen gerichtet sind. So zeigt sich jetzt die Zyklizität des sozialen Geschehens in der immer noch vor sich gehenden Transformation der Staatsdiktatur des Frühsozialismus in die Kapitaldiktatur mit ihren demokratischen Kontroll- und Regelmechanismen. Diese Konsequenz einer dialektischen Zyklentheorie war lange Zeit von vielen Theoretikern verdrängt worden, weil nicht sein kann, was nicht sein darf."[10]

3. Die Rolle der Wissenschaft für die Gesellschaftstransformation

Das vorher angeführte Problem einer unterschiedlichen Epochenbestimmungen aus formationstheoretischer oder wissenschaftlich-technischer Sicht bleibt. Unsere gegenwärtige Analyse dieser Prozesse wird sich von späteren Einschätzungen sicher unterscheiden. Eric Hobsbawm meint zum 20. Jahrhundert, wegen der triumphalen Wissenschaftsgebäude von Forschung und Theorie bleibe es „als ein Zeitalter des menschlichen Fortschritts und nicht primär als Zeitalter der menschlichen Tragödie in Erinnerung".[11] Welchen Zusammenhang gibt es nun zwischen Gesellschaft und Wissenschaft? Als rationale Erfassung und Erklärung der Wirklichkeit durch die Menschen steht Wissenschaft, die immer unter bestimmten konkret-historischen gesellschaftlichen Bedingungen betrieben wird, neben den anderen Aneignungsweisen, eben der praktisch-gegenständlichen und der ästhetischen. Sie konnte erst auf einer hohen Stufe gesellschaftlicher Entwicklung entstehen. Vergeht sie deshalb auch wieder? Welche Rolle spielen Systematisierungen in Entwicklungsprozessen, wie Typen und Epochen, womit Entwicklungszyklen erfaßt werden können? Relative Ziele existieren, wie Hegel, Marx und Engels für die Gesellschaft betonten. Gilt das auch für die Wissenschaft?

Bezeichnungen der Gesellschaft als Informations-, Wissens- und Risikogesellschaft verweisen auf Ergebnisse der wissenschaftlich-technischen Entwicklung. Meist desorientieren sie jedoch mehr als sie erklären, da mit ihnen immer nur bestimmte Aspekte in den Vordergrund gestellt werden. Sie enthalten keine Analyse der Evolution und Stagnation, der Umwäl-

zung und Konstituierung sozialer Systeme im Zusammenhang mit wissenschaftlich-technischen Entwicklung, erfüllen also den Anspruch an eine umfassende Theorie mit dem darin enthaltenen Erklärungs-, Orientierungs- und Herrschaftswissen nicht.

Karl Marx fasste die Industrie als das wirkliche geschichtliche Verhältnis der Natur und daher der Naturwissenschaft zum Menschen. Er betonte: Wird die Industrie" daher als exoterische Enthüllung der menschlichen Wesenskräfte gefaßt, so wird auch das menschliche Wesen der Natur oder das natürliche Wesen des Menschen verstanden, daher die Naturwissenschaft ihre abstrakt materielle oder vielmehr idealistische Richtung verlieren und die Basis der menschlichen Wissenschaft werden, wie sie jetzt schon – obgleich in entfremdeter Gestalt – zur Basis des wirklich menschlichen Lebens geworden ist, und eine andre Basis für das Leben, eine andre für die Wissenschaft ist von vornherein eine Lüge."[12] Diese Äußerungen enthalten die für unser Thema wichtige Überlegung, dass die Industrie als die Art und Weise der Produktion materieller Güter die Enthüllung der menschlichen Wesenskräfte sei und ihre Grundlage in der Naturwissenschaft habe. Für ihn galt: „Die gesellschaftliche Wirklichkeit der Natur und die menschliche Naturwissenschaft oder die natürliche Wissenschaft vom Menschen sind identische Ausdrücke."[13]

Marx hatte die Ergebnisse charakterisiert, die mit der Einführung der großen Maschinerie, mit der Gründung von Fabriken, mit der Unterordnung der Menschen unter die Erfordernisse der Technologie, mit der Verschärfung der Ausbeutung verbunden waren. „In unsern Tagen scheint jedes Ding mit seinem Gegenteil schwanger zu gehen. Wir sehen, daß die Maschinerie, die mit der wundervollen Kraft begabt ist, die menschliche Arbeit zu verringern und fruchtbarer zu machen, sie verkümmern läßt und bis zur Erschöpfung auszehrt. Die neuen Quellen des Reichtums verwandeln sich durch einen seltsamen Zauberbann zu Quellen der Not. Die Siege der Wissenschaft scheinen erkauft durch den Verlust an Charakter. In dem Maße, wie die Menschheit die Natur bezwingt, scheint der Mensch durch andere Menschen oder durch seine eigene Niedertracht unterjocht zu werden"[14] Naturbeherrschung auf der Basis von Naturerkenntnis ist immer durch die Art und Weise des gesellschaftlichen Lebens, durch die sozialökonomischen Strukturen und geistig-kulturellen Werte bestimmt. Deshalb taucht auch immer die prinzipielle Frage jeder Geschichtsphilosophie auf: Sind Menschen auf humane, d. h. der Entwicklung der mensch-

lichen Wesenskräfte dienende, Art in der Lage, mit Wissenschaft und Technik umzugehen? Moralisieren allein hilft nicht weiter. Es ist jedoch wichtig, die Analyse des Zusammenhangs von wissenschaftlich-technischer Entwicklung einerseits und den aus den sozialen Strukturen sich ergebenden moralischen Werten und Rechtsnormen andererseits durchzuführen.

Marx forderte von den Arbeitern, diese neuen Kräfte zu ihren Zwekken einzusetzen. Seine Vorschläge für eine Lösung der sozialen Probleme, um Bedingungen für den Freiheitsgewinn zu schaffen, waren die soziale Revolution, die die Unterdrückung der Menschen durch die Menschen beseitigen sollte, das Gemeineigentum an Produktionsmitteln, effektiver und sittlicher Umgang mit der Natur. Freie Entfaltung der Individualität in einer freien Assoziation gesellschaftlicher Produzenten mit sozialer Gerechtigkeit, war das Ziel, um den Widerspruch zwischen den produktiven Kräften und der Not zu lösen. Marx erhoffte die Weltrevolution, die nicht eintraf.

Die Situation hat sich gewandelt. Die von Marx bereits gesehene Globalität der Problematik existiert erweitert. Die von ihm analysierte industrielle Revolution stellte zwar bereits bis dahin unbekannte Mittel zu Gewalt und Unterdrückung bereit, doch die wissenschaftlich-technische Revolution hat zur Entwicklung von Massenvernichtungswaffen geführt, die die Menschen nicht nur in Not bringen, sondern als Gattung vernichten können. Sicher wird es weiter soziale Revolutionen als Umwälzung der grundlegenden sozialen Verhältnisse eines Staates oder einer Staatengruppe geben. Das kann zu Veränderungen innerer und äußerer Machtstrukturen führen und sich auf die humane Lösung globaler Probleme auswirken, aber deren notwendige Bewältigung wird damit nicht erreicht. Sie kann dadurch zwar gefördert oder gehemmt werden, das hebt aber die Forderung nicht auf, dass sich die Menschheit als Handlungssubjekt zur Erhöhung der Lebensqualität aller Menschen, gerichtet gegen den möglichen eigenen Untergang infolge der Entwicklung weiterer Destruktivkräfte und gegen die Vernichtung der natürlichen Grundlagen des Lebens, mit entsprechenden Einrichtungen konstituieren muß, um die globalen Krisen zu lösen. Dazu bedarf es rechtlicher Normierungen und demokratischer Kontrollmechanismen, die positive Auswirkungen auf Ethik und Moral haben.

Die Überlegungen von Marx fordern zugleich dazu heraus, die Rolle von Wissenschaft und Technik für die Entwicklung der produktiven Kräf-

te der Menschen konkret-historisch genauer zu untersuchen, weil dadurch die Möglichkeiten für gesellschaftliche Verhältnisse bestimmt sind, die Menschen unter diesen Bedingungen eingehen können. Deshalb wäre es einseitig, die Marxsche Formationstheorie auf die Produktionsverhältnisse allein zu konzentrieren. Neue Produktivkräfte verlangen adäquate Entwicklungsformen. Beides ist ungenügend untersucht. Sowohl das Wesen der wissenschaftlich-technischen Revolution als auch die daraus sich ergebenden, dem Menschen dienenden sozialen Strukturen, sind erst noch zu bestimmen.

Mit der wissenschaftlich-technischen Revolution treten die Menschen immer mehr aus dem eigentlichen Produktionsprozess materieller Güter heraus und übernehmen Steuerungs- und Regelungsfunktionen von automatischen Steuerungs- und Regelungsprozessen. Der Charakter der Arbeit verändert sich, worauf sich Sozialutopien einstellen müssen. In den Vordergrund treten immer mehr Dienstleistungsfunktionen, gefördert durch die Revolution der Denkzeuge, die neue Informations- und Kommunikationsmöglichkeiten bietet. Neue, die bisherigen Anschauungen zur Technologie revolutionierende biotechnologische Verfahren werden entwickelt, die die künstliche Gestaltung und Umgestaltung von Lebewesen ermöglichen. Welche gesellschaftlichen Verhältnisse bieten für diese produktiven Kräfte Möglichkeiten zur humanen Nutzung der Potenzen? Wie können Vernichtungspotentiale zurückgedrängt und Humanpotentiale gefördert werden? Solche Fragen harren der Antwort.

Bleiben wir bei unserem Problem der konkret-historischen Entwicklung der Wissenschaft und ihrer Bedeutung für die Gesellschaft, dann ergibt sich als ein wichtiges Kriterium für den Entwicklungstand der Wissenschaft die Frage: Wie kommt Wissenschaft ihren allgemeinen Funktionen unter konkret-historischen Bedingungen nach?[15]

Wissenschaft bildete sich vor allem als **Kulturkraft** heraus. Sie umfaßt Erkenntnisgewinn, Erhaltung des kulturellen Erbes in der Einheit von materieller und geistiger Kultur als Bildungsaufgabe und die Gestaltung neuer Formen der rationalen, ästhetischen und gegenständlichen Aneignung der Wirklichkeit durch die Entwicklung neuer Technologien als Herrschaftsmitteln der Menschen bei der Gestaltung der natürlichen, sozialen, mentalen und geistig-kulturellen Umwelt.

Die Wissenschaft als **Produktivkraft** leistet einen direkten oder indirekten Beitrag zur effektiven Produktion materieller Güter bei der effekti-

ven und humanen Gestaltung der menschlichen Lebensbedingungen. Diese wissenschaftlichen Potenzen entfalteten sich vor allem mit der industriellen Revolution im 19. Jahrhundert.

Wissenschaft als **Humankraft** drückt sich in der Analyse von Sozialstrukturen, in der Programmatik effektiver Gestaltung gesellschaftlicher Beziehungen und in der humanen Orientierung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts aus. Sie befaßt sich mit der gesellschaftlichen Zielfunktion, wobei sich der Humanismus, d. h. die Programmatik zur Erhöhung der Lebensqualität aller Menschen nach bestimmten Humankriterien, als Ziel, Anforderungsstrategie und Bewertungskriterium zu bewähren hätte. Dieser Aspekt spielte für den im 19. Jahrhundert existierenden Wissenschaftstyp der industriellen Revolution noch keine große Rolle, denn Wissen galt als humane Macht. Wissenschaftskritik zwingt uns nun dazu, darüber nachzudenken, ob es humane Auswege aus den gegenwärtigen globalen Krisen gibt. Das verlangt Kompetenzerweiterung der Spezialisten in der inter- und multidisziplinären Arbeit, Bewertung von Erkenntnissen in ihren humanen und antihumanen Auswirkungen und Forschungen zur Konversion von Waffen, zu ökologischen Zyklen, zu den ethischen Kriterien für die Entwicklung und Anwendung der Gentechnik, zur Manipulierung der Meinungen, zu den Humankriterien für den wissenschaftlich-technischen Fortschritt, um drohenden Gefahren auf der Basis von Erkenntnissen verantwortungsbewusster Wissenschaftler gezielt begegnen zu können.

Das macht auch Naturerkenntnis für die Entwicklung einer auf humane Aktionen orientierten Theorie der Gesellschaft relevant.[16] Einstein bemerkte 1952: „Es ist nicht genug den Menschen ein Spezialfach zu lehren. Dadurch wird er zwar zu einer Art benutzbarer Maschine, aber nicht zu einer vollwertigen Persönlichkeit. Es kommt darauf an, daß er ein lebendiges Gefühl dafür bekommt, was zu erstreben wert ist. Er muß einen lebendigen Sinn dafür bekommen, was schön und was moralisch gut ist. Sonst gleicht er mit seiner spezialisierten Fachkenntnis mehr einem wohlabgerichteten Hund als einem harmonisch entwickelten Geschöpf."[17] Das Problem besteht also nicht nur darin, wissenschaftliche Analysen zu nutzen, um den Zusammenhang von Wissenschaftsentwicklung und der Transformationen von Gesellschaftsstrukturen zu erkennen, sondern auch in der Fundierung und Durchsetzung rechtlicher, politischer und moralischer Werte und Normen, die den neuen Anforderungen an den Humanismus unter den Bedingungen der wissenschaftlich-technischen Revolution entsprechen.

Ihrer Funktion als Humankraft kommt Wissenschaft derzeit kaum nach, wenn wir an das bestehende Utopiedefizit denken, das sich im Fehlen anschaulicher, attraktiver und realisierbarer Ideale gesellschaftlichen Handelns für eine Assoziation freier Individuen mit sozialer Gerechtigkeit und ökologischem Verhalten ausdrückt. Die Rolle der Wissenschaft als Humankraft wird von denen negiert, die in falsch verstandener postmodernistischer Manier nur das Ende der großen Erzählungen propagieren und Utopien als überholt ansehen. Was wären Menschen jedoch ohne die Hoffnungen, die ihnen Visionen geben können? Wer die Wissenschaft dafür als untauglich erklärt, bietet meist Ersatzreligionen und Mythen an.

4. Entwicklung in Natur und Gesellschaft

Eichhorn betont, dass Marx mit dem formationstheoretischen Konzept vor allem dem Entwicklungsprozess der menschlichen Gesellschaft auf die Spur kommen wollte. Es thematisiere dabei die grundlegende Rolle, die der Produktion und Reproduktion des materiellen Lebens der Menschen bei der Formierung der Gesellschaft zufällt, den Vergesellschaftungsprozess und die Formung geschichtlich bestimmter gesellschaftlicher Qualitäten.[18] Das führt zur Problematik der allgemeinen und spezifischen Seiten von Entwicklung in Natur und Gesellschaft. Kann eine aus der philosophischen Analyse von natürlicher Evolution und naturwissenschaftlichen Evolutionstheorien gewonnene Theorie der Entwicklung, philosophisch verallgemeinert, heuristische Bedeutung für die Erklärung gesellschaftlicher Entwicklung haben? Ich antworte bejahend.

Entwicklung in Natur und Gesellschaft, in Technik und Erkenntnis, bei der theoretischen und praktischen Gestaltung der Wirklichkeit erfolgt nicht automatisch als Kumulation von effektiveren Verhaltens- und humaneren Lebensweisen. Entwicklung verläuft zyklisch. Man kann, gemessen an Entwicklungskriterien, von Höherentwicklung dann sprechen, wenn eine Ausgangsqualität in einem Entwicklungszyklus zu einer Endqualität geführt hat, die die Funktionen der Ausgangsqualität qualitativ besser und quantitativ umfangreicher erfüllt. Das ist in der Züchtung von Nutztieren und Pflanzen ebenso der Fall, wie in der Geschichte der Menschheit, die es, trotz aller Rückschläge, zu einer effektiveren und humaneren Gestaltung ihrer Lebensbedingungen brachte. War der Sklave noch weniger wert als das Nutzvieh und der hörige Bauer dem Feudalherrn mit Leib und Leben ausgeliefert, so sind, trotz aller Probleme, die

Menschenrechte seit der französischen Revolution Gegenstand theoretischer Erörterungen und praktischer Maßnahmen in den aufgeklärten Ländern Europas, die, mehr oder weniger, eingehalten werden. Das Leben des Einzelnen unterliegt nicht mehr der Willkür seines Herrn. Demokratische Herrschaftsformen bilden sich heraus. Wohlstand für viele ist erreichbar und das Glück des Einzelnen ist möglich.

Nicht jede Höherentwicklung ist jedoch menschenfreundlich. Hohe landwirtschaftliche Erträge werden mit der Chemisierung der Natur erkauft. Die rücksichtslose Ausbeutung der Naturressourcen führt zu ökologischen Katastrophen. Roboterisierung und Computerisierung der Produktion materieller und kultureller Güter machen es zwar möglich, dass Menschen immer mehr aus dem eigentlichen Produktionsprozess heraustreten. Sie werden damit jedoch oft überflüssig und aus der bezahlten Beschäftigung vertrieben. Man kann die Entwicklung sozialer Systeme daran messen, wieviel Humanität im Sinne des Gewinns an Freiheit für den Einzelnen erreicht wurden. Kriterien dafür sind die Sicherung einer sinnvollen Betätigung für alle Glieder der Gesellschaft, der Ausbau einer die individuelle Entwicklung fördernden Kommunikation, die Befriedigung der ständig wachsenden materiellen und kulturellen Bedürfnisse aller Glieder der Gesellschaft, der Ausbau von Potenzen für die Entfaltung der Individualität Aller, einschließlich der Aufhebung aller rassistischen, sexistischen und anderen Diskriminierungen und die Integration der sozial Schwachen und Behinderten durch angemessene soziale Hilfe für die Entfaltung ihrer Fähigkeiten.

Damit sind **Humankriterien** bestimmt, die sich aus dem Wesen der Menschen ergeben.[19] Ihre Durchsetzung verlangt Wissen und Aktionen. So kann Wissenschaft zwar weiter zum Herrschaftswissen beitragen, hätte jedoch als Aufgabe auch die Aufbereitung von Aktionswissen für die Humanisierung der Gesellschaft, gemessen an den Humankriterien, durch verantwortungsbewußte Wissenschaftler. Wissenschaft ist in der Substanz politikneutral. Meist wirkt sie systemstabilisierend, wenn ihre Erkenntnisse nicht direkt gegen Interessen einer bestimmten Herrschaftsschicht gerichtet sind. Sie wird jedoch von Menschen betrieben, die humane Expertisen ausarbeiten, Gefahren analysieren und Humanpotentiale bestimmen können.

Entwicklung ist also keine automatische Höherentwicklung. Zwar können wir über lange Zeiträume von der effektiveren und humaneren

Gestaltung menschlicher Lebensbedingungen nach den Humankriterien sprechen, doch ist sie zugleich mit größeren Gefahren verbunden. Die Höherentwicklung der Massenvernichtungswaffen nach dem Kriterium der Kapazität zur Zerstörung materieller und kultureller Werte und organischen Lebens, einschließlich der Toten, Krüppel und Siechenden, macht die Vernichtung der menschlichen Gattung durch die selbst entwickelten Destruktivkräfte möglich. Entwicklung ist deshalb für bestimmte Entwicklungsphasen immer ein Zyklus, in dem sich die Höherentwicklung durch Stagnation und Regression und die Ausbildung aller Elemente einer Entwicklungsphase durchsetzt. Beständig ist der Wechsel. Wer dieser Erkenntnis in seinen Handlungen nicht entspricht, wird untergehen. Das zeigen Despotien wie demokratische Systeme.

Menschliches Wesen realisiert sich in Existenzweisen der Individuen in sozialen Systemen unter konkret-historischen Bedingungen. **Geschichte** wird so zur historisch fundierten Entwicklungstheorie, die Zyklen der Lebensgestaltung untersucht und ihre in die Zukunft weisenden Tendenzen aufdecken kann. Determinanten des Erkennens und Handelns für soziale Schichten und Klassen, die sich durch ihre Stellung zu den Produktionsmitteln, ihren Platz in der gesellschaftlichen Organisation und ihren Anteil am gesellschaftlichen Reichtum unterscheiden, sind situationsabhängig. Modelle der Stabilität und Evolution sozialer Systeme müssen die zusammenwirkenden Ebenen allgemeiner Evolutionsprinzipien mit verschiedenen Gruppeninteressen, individuellem Handlungsspielraum und konkret-historischer Bedingtheit beachten, um die Determinanten des Erkennens und Handelns für konkrete Situationen bestimmen zu können.

Noch hat sich das Entwicklungsdenken als Charakteristikum des Wissenschaftstyps der wissenschaftlich-technischen Revolution, das Struktur- und Prozeßdenken mit umfaßt, nicht voll durchgesetzt. Das ist aber theoretische Voraussetzung für den globalen Evolutionismus. Globales Denken stößt auch an die Grenzen menschlicher Kapazität zur Problemlösung. Das führt einerseits zur Flucht in die Expertokratie und andererseits zur Hoffnung auf die künstliche Intelligenz. Das Wissen von Experten ist Grundlage für globales Aktionswissen, macht jedoch nicht selten durch seine Einseitigkeit und Lokalität vorhandene Teilerkenntnisse zur Gesamtschau und verfällt damit einem gefährlichen Reduktionismus. Der Ausweg in die künstliche Intelligenz bietet nur Lösungen für die Erfassung von Daten und die methodische Aufbereitung komplexer Zusammenhän-

ge, hebt aber die inhaltlichen Probleme nicht auf, die mit der Gestaltung neuer Lebensformen, mit der Konstituierung der Menschheit als Subjekt, mit den erforderlichen Einrichtungen, den Rechtsfragen und moralischen Werten verbunden sind.

Die Anerkennung **relativer Ziele des Geschehens** wird immer mehr zu einer prinzipiellen Frage der philosophischen Entwicklungstheorie und der Geschichtsphilosophie. Sie hat wesentliche Auswirkungen auf die Selbstorganisation des Verhaltens der Menschen in den Strukturen sozialer Systeme. Es geht damit um die Frage, ob die Zukunft mit den Lehren aus der Vergangenheit in der Gegenwart gestaltbar ist oder nicht. Gesellschaftliche Programmatik gibt nur dann eine akzeptierte bejahende Antwort darauf, wenn Zielsetzungen auch erreicht werden. Es ist deshalb immer die Differenz zwischen Zielstellung und erreichtem Ergebnis zu beachten. Relative Ziele des Geschehens sind zu erkennen, wenn Zielstellungen Erfolg haben sollen. Dazu sind Bedingungen zu nutzen und zu schaffen. Menschliches Handeln geht in den gesetzmäßigen Prozess ein und entscheidet oft über Erfolg oder Misserfolg. Die heuristische Bedeutung der Idee von der Selbstorganisation sozialer Systeme liegt gerade darin, sich auf die Gestaltung der Strukturen durch die Menschen zu konzentrieren. Teleonomie macht Zielorientierung und bewußte Gestaltung der Zukunft möglich.

Mit der Anerkennung relativer Ziele des Geschehens kann die Beziehung zwischen den meist erst entstehenden Möglichkeitsfeldern und der wahrscheinlichen Realisierung bestimmter Möglichkeiten in den sich selbst organisierenden Prozessen als Grundlage menschlicher Zielsetzungen einerseits und der Differenz zwischen objektiven Resultaten und subjektiven Zielen, die zur Unterscheidung immer Zielsetzungen genannt werden, andererseits erklärt werden. Die Leugnung relativer Ziele des Geschehens zwingt zur Alternative, entweder eine Zweckmäßigkeit des Geschehens anzunehmen, oder gerichtete Tendenzen des Geschehens mit der Beschreibung eines regellosen Ablaufs zu leugnen.

Bei der Aneignung der Wirklichkeit brauchen die Menschen, um ihre Existenzbedingungen zielgerichtet gestalten zu können, bestimmte Kenntnisse über mögliche Zustände. Nun enthält jedes objektive System von Gesetzen, jedes genetische Programm und jeder Entwicklungszyklus Möglichkeitsfelder der weiteren Veränderung und Entwicklung, die im gegenwärtigen Zustand bedingt sind. Es gibt jedoch keinen Automatis-

mus bei der Realisierung der Möglichkeiten. Menschen erfahren also durch ihre Handlungen und Untersuchungen etwas über mögliche gestaltbare Tendenzen des objektiven Geschehens, eben über relative Ziele, die strikt von den Zielsetzungen der Menschen zu unterscheiden sind. Teleologie wäre die Annahme einer durch ein irgendwie geartetes Prinzip gesteuerten Zielsetzung im Geschehen. Mit der Ablehnung der Teleologie ist keine Erklärung dafür gegeben, dass objektives Geschehen überhaupt Erkenntnisse aus der Gegenwart über die Zukunft zulässt. Diese sind jedoch erreichbar, weil Möglichkeiten existieren, die die in der gegenwärtigen Struktur komprimierte vergangene Entwicklung mit den zukünftigen Strukturen verbinden. Diese Ziele, oder anders formuliert, die vorhandenen Tendenzen der Realisierung von jetzt entstehenden oder schon existierenden Möglichkeiten, determiniert durch sich ändernde Bedingungen und menschliches Handeln, sind relativ.

Dieses theoretische Problem konnte vernachlässigt werden, solange nicht die Einsichten in die sich selbst organisierenden Prozesse nach einer Erklärung der sich im Prozeß erst neu herausbildenden Strukturen mit ihren Möglichkeiten verlangten, obwohl auch früher die Diskussion um den Darwinismus das Problem immer aktuell hielt. Die alte extreme Alternative von Teleologie und Ablaufkausalität, auch mit der wichtigen Ergänzung des Zufalls, reichte nun erst recht nicht mehr für das Verständnis der Zweckmäßigkeit objektiven Geschehens und der Differenz zwischen Zielsetzung und Resultat aus. Mit der Differenzierung von relativen Zielen des objektiven Geschehens und der antizipativen Zielsetzung für das Handeln der Menschen wird die Erkenntnis von der offenen Zukunft mit der Einsicht in die Gestaltbarkeit des Geschehens theoretisch zusammengebracht.

Die Zukunft eines menschlichen Individuums in seiner sozialen Einordnung ist durch die Ereignisse definiert, die es, von der Gegenwart ausgehend, noch gestalten und beeinflussen kann und wird. Es braucht Einsichten in die Möglichkeitsfelder, also in die relativen Ziele des Geschehens, um sich bewußt Ziele zu setzen. Dabei ist es in der Pflicht der Vernunft, die Folgen für die Gattung und die Umwelt zu bedenken. Der Spielraum wird durch soziale Strukturen und gesellschaftliche Interessen determiniert. Er ist jedoch vorhanden und kann genutzt werden. Dazu ist die Antizipation möglicher Folgen gegenwärtigen Handelns wichtig. Folgenverantwortung wahrnehmen heißt, gegenwärtiges Handeln so zu gestal-

ten, dass voraussehbare Schäden vermieden werden. Doch sowohl Unsicherheit in den Voraussagen, als auch durch die Umstände erzwungenes verantwortungsloses Handeln machen die Pflicht der Vernunft selbst zum Problem.

5. Wissenschaftstypen

Ein Wissenschaftstyp ist die konkret-historische Art und Weise, in der Menschen unter bestimmten geographischen und sozialen Umständen Erkenntnisse über neue Beziehungen und Gesetze der Wirklichkeit und über das eigene Verhalten gewinnen, sowie die konkret-historische Umsetzung von Entdeckungen in Erfindungen durch neue Technologien, die als Herrschaftsmittel der Menschen dienen.

Wissenschaft entstand erst auf einer hohen Stufe der menschlichen Kultur. Diesen Prozeß können wir als **Wissenschaftstyp der Herausbildung wissenschaftlicher Erkenntnis und Arbeit** fassen. Vorstufen der systematischen Erkenntnis waren Mythen als phantastische Erklärungen der Welt, in denen etwa Naturkräfte als Götter verherrlicht wurden. Ein babylonisches Epos aus dem 3. Jahrtausend v. u. Z. berichtet von der Weltschöpfung. Die drei Götter des Himmels, der Erde und der Luft vernichteten die Urgötter des Chaos und setzten sie als Tiersternbilder an den Himmel. Die Babylonier bauten großartige Städte und Tempel, regulierten Flüsse durch Bewässerungssysteme, hatten eine umfangreiche Wirtschaft mit Preisen, Geld, Ein- und Ausfuhr, Verwaltung von Überschüssen. Eine einheitliche Zeitrechnung existierte. Mathematische Grundkenntnisse waren erarbeitet. So ergänzten sich Mythen und Naturerkenntnis, da letztere den rationellen Kern der ersteren aufgriff. In der praktischen Arbeit bei der Gestaltung der Lebensbedingungen wurden Kenntnisse gesammelt, Arbeitsteilung zwischen körperlich und geistig Tätigen entwickelte sich, die Sprache diente nicht nur der Mitteilung einsichtiger Sachverhalte, sondern sie wurde zu einem Instrument der Erklärung und Einordnung von Erlebtem und Erdachtem. Dazu wird festgestellt: „Was diese Gesellschaft auszeichnet – Wachstum der Vergesellschaftung bei der Umweltbewältigung, Erzeugung eines Mehrprodukts, Entwicklung von Klassen, Staaten und Städten, Trennung von körperlicher und geistiger Arbeit, Erfindung der Schriftlichkeit u. a. –, scheinen auch die zureichenden Bedingungen für die Entstehung von Wissenschaften zu sein."[20] Verbunden war das mit dem Wirken einer **Bildungselite**, die zugleich die religiöse und

weltliche Macht ausübte. Es vollzog sich die Trennung der Wissenschaft von der praktischen Gestaltung der Lebensbedingungen. Das Verhältnis von Theorie und Praxis, von Macht und Bildung einerseits und handwerklichem Können andererseits wurde zu einem zusätzlich zu lösenden Problem.

Die weitere Wissenschaftsentwicklung im Mittelalter und der Renaissance führte zur neuen Art der rationalen Wirklichkeitsbewältigung im **Wissenschaftstyp des Zunfthandwerks und der autarken Landwirtschaft**, eingeschlossen das Wirken der freien Handwerker. Wissenschaft wurde zur Bildungsinstitution und zur Magd der Theologie. Nehmen wir die Entwicklung in Deutschland. Viele neue Bildungsinstitutionen entstanden. 1386 wurde in Heidelberg die erste deutsche Universität gegründet, weitere Gründungen folgten 1388 in Köln, 1392 in Erfurt, 1402 in Würzburg und 1409 in Leipzig. Es folgten Rostock (1419), Greifswald (1456), Freiburg/Breisgau (1457), Ingolstadt (1472), Trier (1473), Mainz (1476), Tübingen (1477), Wittenberg (1502) und Frankfurt/Oder (1506).[21] Das Programm umfaßte schulmäßig betriebene Wissensvermittlung in Vorlesungen im Sinne von Generalstudien. Die unterste Fakultät war die der sieben freien Künste, die Artistenfakultät und spätere Philosophische Fakultät. Sie lieferte die Grundausbildung für die höheren Fakultäten der Juristen, Mediziner und Theologen. Politisches Orientierungswissen stammte aus der Astrologie. Wissenschaft war Dienstleistung für Handwerk, Gesundheit, Bergbau, Schiffahrt usw., ohne entscheidende Produktionspotenz zu sein. Sie brauchte den Förderer, der entweder seine Prestigesucht befriedigte oder z. B. von der Alchimie die Lösung wirtschaftlicher Probleme erwartete. Modern kann man sagen: Die Suche nach Sponsoren war wichtig und oft nicht einfach.

In dieser Zeit bildeten sich durch scholastische Untersuchungen zu theologisch-sprachlichen Problemen jedoch auch wichtige geistige Voraussetzungen aus, um die Wissenschaft durch neue Rationaliätskriterien aus den Fängen der Theologie lösen zu können. Kant schrieb in seiner Arbeit „Der Streit der Facultäten" von 1798: „Die philosophische Facultät enthält nun zwei Departemente, das eine der historischen Erkenntniß (wozu Geschichte, Erdbeschreibung, gelehrte Sprachkenntniß, Humanistik mit allem gehört, was die Naturkunde von empirischem Erkenntniß darbietet), das andere der reinen Vernunfterkenntnisse (reinen Mathematik und der reinen Philosophie, Metaphysik der Natur und der Sitten) und beide

Theile der Gelehrsamkeit in ihrer wechselweitigen Beziehung aufeinander. Sie erstreckt sich eben darum auf alle Theile des menschlichen Wissens (mithin auch historisch über die oberen Facultäten), nur daß sie nicht alle (nämlich die eigenthümlichen Lehren und Gebote der obern) zum Inhalte, sondern zum Gegenstande ihrer Prüfung und Kritik in Absicht auf den Vortheil der Wissenschaften macht."[22] Philosophische Fakultäten waren im doppelten Sinne interdisziplinär oder besser multidisziplinär. Sie waren einerseits, nach Kant, nur der Wahrheit verpflichtet. Sie brauchten und durften keine Rücksicht auf die Meinungen der Obrigkeit legen, wie das bei den oberen Fakultäten der Fall war, die Staatsdiener ausbildeten. Dabei umfassten ihre Gegenstände alle Bereiche des Wissens. Andererseits waren sie verpflichtet, die Grundlagen für die Lehren in den oberen Fakultäten zu legen, womit sie sich auch deren Inhalte zur Prüfung und Kritik vornahmen.

Mit der Zeit veränderte sich die Stellung der Philosophischen Fakultät im Rahmen der Universität. Dazu heißt es: „Mit der Betonung der Philosophie, der Philologie und Archäologie erhielt die Philosophische Fakultät eigenständigen Wert wie nie zuvor, war nun endgültig nicht mehr 'Vorhalle der Wissenschaft' oder gar nur 'Magd der Theologie'. Sie erhob sich zur selbständigen, in den Augen der idealistischen Philosophen und speziell der Neuhumanisten sogar zur wichtigsten Fakultät. Viele der sich neu entwickelnden Fachrichtungen, vor allem die linguistischen und historischen Spezialdisziplinen, sowie sämtliche Naturwissenschaften (außer der Medizin und der dieser verwandten Gebiete) wurden ihr zugewiesen, gaben ihr gewissermaßen eigenständigen 'Universitas'-Charakter innerhalb der Universität selbst."[23] Kant äußerte die Meinung, als er sich Gedanken über den gesetzwidrigen und gesetzmäßigen Streit der oberen Fakultäten mit der unteren machte: „Auch kann man allenfalls der theologischen Facultät den stolzen Anspruch, daß die philosophische ihre Magd sei einräumen (wobei doch immer die Frage bleibt: ob diese ihrer gnädigen Frau die Fackel vorträgt oder die Schleppe nachträgt), wenn man sie nur nicht verjagt, oder ihr den Mund zubindet."[24] Tatsächlich gab es in der philosophischen Fakultät sowohl Fackel- als auch Schleppenträger.

Weitere Universitätsgründungen, wie die 1694 in Halle und 1737 in Göttingen, verstärkten die Spezialisierung und den Einfluß der Naturwissenschaften. Durch die Wirkung der Ideen von René Descartes (1596–1650) und Baruch Spinoza (1632–1677) gab es Versuche, in den Geistes-

wissenschaften die mathematisch-logische Methode zu nutzen. Nach und nach wurde die lateinische Sprache in der Lehre durch die deutsche ersetzt. Der Doktor der Philosophie wurde vergeben. „An die Stelle des alten Grades eines 'Magister Artium Liberalium' trat im 18. Jahrhundert, jedoch weiterhin in Verbindung mit dem Magistertitel, an manchen Universitäten der akademische Grad eines 'Doctor Philosophiae'. In den übrigen Fakultäten blieb es noch bei der überkommenen Ordnung."[25]

Mit der stürmischen Entwicklung von Mathematik und Naturwissenschaften und der Industrie entwickelte sich dann der **Wissenschaftstyp der industriellen Revolution**, der mit der produktiven Nutzung des Dampfprinzips, mit dem Übergang von der Heimarbeit und Manufaktur zur industriellen Großproduktion, mit der Entwicklung der Elektrotechnik verbunden ist. Hinzu kamen eine intensivierte Landwirtschaft, die verbesserte Ausbeute und Suche von Rohstoffquellen. Wissenschaften trugen dazu bei, den Ersatz von Muskel und Hand durch Maschinen zu befördern. Wissenschaft wurde immer mehr zur Produktivkraft. Der wissenschaftlich tätige Mensch fühlte sich als Beherrscher der Natur. Wissenschaftliche Forschung wurde an die Kriterien der klassischen Mechanik gebunden. Die Mechanisierung des Weltbilds charakterisiert wesentlich diesen Wissenschaftstyp.

Gegenwärtig erleben wir nun den Übergang zum **Wissenschaftstyp der wissenschaftlich-technischen Revolution.** Er basiert auf den Veränderungen in allen Lebensbereichen durch das Heraustreten der Menschen aus dem eigentlichen Produktionsprozess materieller Güter. Sie könnten einerseits immer mehr, abhängig von den gesellschaftlichen Bedingungen, zum schöpferischen Gestalter und Kontrolleur der Produktion werden, oder verlieren andererseits ihren Arbeitsplatz. Sie unterliegen aufwendigen und teilweise unnützen Umschulungen und können ihre Kreativität nicht nutzen. Es vollzieht sich durch die Computerisierung und die Entwicklung der künstlichen Intelligenz eine Revolution der Denkzeuge, die die Menschen von geistiger Routinearbeit befreit. Biotechnologien ermöglichen die künstliche Gestaltung von Lebewesen.

Die Hauptaspekte dieses Typs sind der Übergang vom Struktur- und Prozeß- zum Entwicklungsdenken und die Technologisierung der Wissenschaft. Der Mensch wird immer mehr zum konstitutiven Bestandteil der Theorie, indem die Beziehung des Menschen zu seinem Erkenntnisgegenstand untersucht werden. Dadurch könnte Wissenschaft zu einer

moralischen Instanz werden, wenn nicht nur die Wahrheit gesucht, sondern auch der Wert wissenschaftlicher Erkenntnisse für den Menschen in humanen Expertisen analysiert wird. Das wäre die Grundlage dafür, antihumane Auswirkungen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts zu erkennen, zu begrenzen und, wenn möglich, zu unterlassen.

Unser kurzer historischer Exkurs zeigt: **Wissenschaft** ist rationale Wirklichkeitsbewältigung. Sie wird immer mehr zu einer Einheit von Wahrheitssuche zur Erklärung der Welt, sowie von Be- und Verwertung der Erkenntnisse. Wissenschaft ist also individuelle und organisierte gesellschaftliche Tätigkeit der Menschen zur Erkenntnis der objektiven Beziehungen und Gesetze oder Regularitäten des natürlichen, sozialen, mentalen und kulturellen Geschehens in ihrem systematischen und historischen Zusammenhang und die technologische Nutzung dieser Erkenntnisse zur theoretischen und praktischen Herrschaft der Menschen über ihre natürliche und gesellschaftliche Umwelt und über sich selbst.

6. Die Zukunft der Wissenschaft

Ich möchte nun die These wagen, daß es einen Entwicklungszyklus von der natürlichen Einheit von Wissen und Können vor der Entstehung der Wissenschaft, gewissermaßen in ihrem Nulltyp, über die unterschiedlichen konkret-historischen Formen der Trennung der Theorie von der Praxis in den folgenden Wissenschaftstypen des Zunfthandwerks und der autarken Landwirtschaft, der industriellen Revolution bis zu einer von uns zu gestaltenden neuen Einheit von Theorie und Praxis im Wissenschaftstyp der wissenschaftlich-technischen Revolution gibt. Das würde zu neuen Überlegungen über die derzeitigen Forschungs- und Bildungsinstitutionen zwingen. Die Einheit von Universität (Lehre), Forschungsinstituten (Forschung) und Akademien (Ideenproduzenten für interdisziplinäre Arbeit) ist zu überdenken, da Einseitigkeiten entstanden, wie Verschulung, praxisfremde Forschung oder Dienstleistung, sowie unkritische Selbstbespiegelung der Gelehrten. Schon der qualitativ neue Wissenschaftstyp der wissenschaftlich-technischen Revolution verlangt, die Dynamik der personellen und materiellen Ressourcen mit der Selbstbestimmung der Wissenschaft zu koppeln, damit die qualitativ neue Einheit von Forschung und Lehre, nämlich das forschende Lehren und das lernende Forschen, eine Einheit von Theorie und Praxis, in der praktische Probleme theoretisch bewältigt und theoretische Erkenntnisse schneller prak-

tisch genutzt werden. Ferner geht es um eine Einheit von Wahrheit und Wert, in der der Wert von Wahrheiten nicht vom kommerziellen Standpunkt und bestimmten Interessen, sondern nach den bereits erwähnten humanen Kriterien beurteilt wird. Das wirft die Frage nach neuen institutionellen Formen der Bildung, Forschung und Innovation auf.

Wichtige Fragen, die der Beantwortung harren, sind: Wie ist die Demokratisierung der Wissenschaft voranzutreiben? Welche Rolle kommt den Experten zu? Welche neuen Beziehungen zwischen Theorie und Praxis sind zweckmäßig? Wie erfolgt die Entwicklung von Eliten? Wissenschaft kann als spezifische Form der Wirklichkeitsbewältigung durch eine bestimmte geistige Elite nur dann im gesellschaftlichen Leben überflüssig gemacht werden, wenn sie immer mehr zum Allgemeingut der Gesellschaftsglieder wird. Gegenwärtig dominieren jedoch mit dem allgemeinen Kulturverfall Gegentendenzen, die Esoterik, Mystik und Halbbildung befördern.

Wissenschaft kann das, was Wissenschaftler zum Erkenntnisgewinn und zur praktischen humanen Verwertung der Erkenntnisse tun. Wie weit Wissenschaft gegenwärtig ihre sozialen Funktionen als Produktiv-, Kultur- und Humankraft erfüllen kann, wäre weiter zu diskutieren. Karl Marx schrieb 1871 in seinem ersten Entwurf zum „Bürgerkrieg in Frankreich", als er sich mit der Rolle des kämpfenden Proletariats 1870/71 in Frankreich für die anderen Schichten befasste, „die nicht von fremder Arbeit leben": „Angesichts des Unheils, das Frankreich durch diesen Krieg widerfuhr, seiner Krise des nationalen Zusammenbruchs und seines finanziellen Ruins kann – das spürt diese Mittelklasse – nicht die korrupte Klasse der Möchtegern-Sklavenhalter Frankreichs, sondern können nur die massenhaften Bestrebungen und die herkulische Kraft der Arbeiterklasse Rettung bringen! Sie spürt, daß nur die Arbeiterklasse sie von der Pfaffenherrschaft befreien, die Wissenschaft aus einem Werkzeug der Klassenherrschaft in eine Kraft des Volkes verwandeln, die Männer der Wissenschaft selbst aus Kupplern des Klassenvorurteils, stellenjagenden Staatsparasiten und Bundesgenossen des Kapitals in freie Vertreter des Geistes verwandeln kann! Die Wissenschaft kann nur in der Republik der Arbeit ihre wahre Rolle spielen."[26] War diese Konsequenz sozialer Auseinandersetzungen Vision oder Illusion? Es lohnt sich darüber nachzudenken, wie Wissenschaftler zu freien Vertretern des Geistes werden können, die ihrer Verantwortung gegenüber der Menschheit gerecht werden. Das ist möglich, wenn wir uns bemühen, mit unserem

Spezialwissen zur Antwort auf die Frage nach der möglichen humanen Verwertung des Wissens über Natur, Technik und Gesellschaft beizutragen.

Damit schließt sich der Kreis meiner Überlegungen zum Verhältnis von Geschichts- und Wissenschaftsphilosophie. Wenn die Wissenschaftsphilosophie die Rolle von Wissenschaft und Technik für die Gesellschaftstransformationen betont, entwicklungstheoretische Einsichten als Heuristik anbietet und Wissenschaftstypen im Kontext von gesellschaftlichen Veränderungen untersucht, dann könnte eine kritische Gesellschaftstheorie mithelfen, die sozialen Rahmenbedingungen wissenschaftlichen Wirkens zu untersuchen, Hinweise auf die dem wissenschaftlich-technischen Fortschritt entsprechenden politischen, rechtlichen und moralischen Werte und Normen zu geben und Anforderungen an die Gesellschaft zur humanen Verwertung wissenschaftlicher Einsichten zu bestimmen. Dazu müssen sich jedoch die beiden Königskinder wirklich treffen, was immer noch schwer ist.

Fußnoten

1 Herbert Hörz, Wissenschaft als Prozeß, Berlin 1988.
2 Wolfgang Eichhorn, Wolfgang Küttler, „... daß Vernunft in der Geschichte sei". Formationsgeschichte und revolutionärer Aufbruch der Menschheit, Berlin 1989.
3 Herbert Hörz, Der dialektische Determinismus in Natur und Gesellschaft, Berlin 1971; ders. Zufall, Berlin 1980.
4 Manfred Sohn schreibt in „Epochenbegriff und Perspektiven des Klassenkampfs", Neue Volksstimme, März 2000, 9. Jg. Nr. 1 (67), S. 22: „Unsere Niederlage von1989 hat an unserer Epochenbestimmung im Kern nichts geändert. Die stabilen voneinander abgrenzbaren Epochen der Menschheitsgeschichte sind weiterhin die großen Fünf: Urgesellschaft, Sklavenhaltergesellschaft, Feudalismus, Kapitalismus, Kommunismus."
5 Herbert Hörz, Karl-Friedrich Wessel, Philosophische Entwicklungstheorie, Berlin 1983.
6 Wolfgang Eichhorn, Über Gesellschaftsformation und -transformation, in: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Band 8, Jg. 1995, Heft 8/9, S. 61.
7 Ebd., S. 60.
8 Herbert Hörz, Philosophische Fragen der Wissenschaftsentwicklung, Anmerkungen zur Geschichte eines Bereichs an der Akademie der Wissenschaften der DDR, in: Wilfried Schröder (Hrsg.), From Newton to Einstein, Mitteilungen des Arbeitskreises Geschichte der Geophysik DGG, Band 17 (1998), Heft 3/4, S. 249ff.
9 Günther Lotz u. a. (Hrsg.), Forschen und Nutzen. Wilhelm Ostwald zur wissenschaftlichen Arbeit, Berlin 1982, S. 40.
10 Herbert Hörz, Selbstorganisation sozialer Systeme, Münster 1994, S. 302.
11 Eric Hobsbawm, Das Zeitalter der Extreme, München 1998, S. 687.

12 Karl Marx, Ökonomisch-philosophische Manuskripte, in: Karl Marx, Friedrich Engels, Werke, Ergänzungsband , Erster Teil, Berlin 1968, S. 543.
13 Ebd., S. 544.
14 Karl Marx, Friedrich Engels, Werke, Band 12, Berlin 1961. S. 3f.
15 Herbert Hörz, Wissenschaft als Prozeß, a.a.O., S. 63ff.
16 Naturwissenschaftliches Weltbild und Gesellschaftstheorie, Kolloquium am 13. Juni 1998 in Dresden, Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen, Texte zur Philosophie, Heft 5.
17 Albert Einstein, Mein Weltbild, Berlin 1956, S. 23.
18 Wolfgang Eichhorn, Über Gesellschaftsformation und -transformation, a.a.O., S. 60.
19 Herbert Hörz, Selbstorganisation sozialer Systeme, a.a.O., S. 224ff.
20 Fritz Jürß (Hrsg.), Geschichte des wissenschaftlichen Denkens im Altertum, Berlin 1982, S. 11.
21 Werner Flaschendräger u. a., Magister und Scholaren, Professoren und Studenten, Leipzig, Jena, Berlin 1981, S. 17.
22 Immanuel Kant, Der Streit der Facultäten, Kants gesammelte Schriften, hrsg. v. d. Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften, Band VII, Berlin 1907/17, S. 28.
23 Werner Flaschendräger u. a., Magister und Scholaren, Professoren und Studenten, a.a.O., S. 84.
24 Immanuel Kant, Der Streit der Facultäten, a.a.O., S. 28.
25 Werner Flaschendräger u. a., Magister und Scholaren, Professoren und Studenten, a.a.O., S. 67.
26 Karl Marx, Friedrich Engels, Werke, Band 17, Berlin 1962, S. 554.

Karl-Heinz Bernhardt

Kausalität in Natur und Gesellschaft – Gedanken zu einem Ansatz von Hans Ertel

Vor einem halben Jahrhundert, im Novemberheft der schwedischen Vierteljahres-Zeitschrift „Tellus", erschien ein Aufsatz von Charney, Fjörtoft und v. Neumann (1950), der mit vier Beispielen einer numerischen Integration der barotropen Vorticitygleichung für die 500 mbar-Fläche über einem Teilgebiet der Erde das Zeitalter der numerischen Wettervorhersage – d. h. der Vorausberechnung des Zustandes der Atmosphäre durch näherungsweise Integration der thermohydrodynamischen Grundgleichungen – eröffnete, hierin einem Konzept von Vilhelm Bjerknes (1862–1951, korrespondierendes Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften seit 1928), aus dem Jahre 1904 (Bjerknes 1904) folgend.

Dieses wissenschaftshistorisch bedeutsame Ereignis, dessen 50-jähriges Jubiläum in diesen Tagen Anlaß für ein gemeinsames Symposium der Deutschen Meteorologischen Gesellschaft und der European Meteorological Society in Potsdam (9./10. März 2000) gibt, leitete eine Entwicklung ein, die freilich noch Bergeron (1959) mit den Worten charakterisierte, „the meteorological forecast stands alone as the most important and promising but still unsolved Laplacian problem on our planet" (a.a.O., S. 441).

Es ist hier nicht der Ort, die seither erzielten Fortschritte bei der Bewältigung des „wichtigsten und vielversprechendsten...Laplaceschen Problems" zu diskutieren, wozu z. B. auf die historischen Darlegungen bei Kluge (1991), Nebeker (1995), Bernhardt (1997, 1998) und den in Vorbereitung befindlichen Berichtsband des genannten DMG/EMS-Symposiums verwiesen sei. „Laplacesches Problem" zielt natürlich auf Determinismus und Laplaceschen Dämon als Ausdruck einer Form der Kausalität, womit wir beim Gegenstand des vorliegenden Beitrages angelangt wären.

Vorab sei aber noch eine historische Reminiszenz gestattet, und zwar angesichts der vielen Worte, die heutzutage in Geschichtsphilosophie und Tagespublizistik über mißlungene Experimente, diskreditierte Ideen und

all das verloren wird, was angeblich niemals sein wird: Das in Grenzen erste gelungene Vorhersageexperiment von Charney, Fjörtoft und v. Neumann hatte nämlich einen zu trauriger Berühmtheit gelangten, weil drastisch gescheiterten Vorläufer – den Versuch von Richardson (1922), mit einem sehr viel vollständigeren und weniger einschneidend vereinfachten Gleichungssystem in 6-wöchiger Rechenarbeit die Änderung des Luftdruckes an der Erdoberfläche über einen einzigen Zeitschritt von 6 Stunden für nur zwei Gitterquadrate vorauszuberechnen (vgl. Platzmann 1967, Nebeker, a.a.O., chapter 6).

Das Rechenergebnis hatte nichts mit der Wirklichkeit gemein – wie wir heute wissen, auf Grund der völlig unzureichenden, nicht modellgerecht adaptierten Beobachtungsdaten und einem verfehlten numerischen Integrationsverfahren mit viel zu großem Zeitschritt, n i c h t aber, weil der physikalische Ansatz fehlerhaft gewesen wäre. Im Gegenteil – Platzmann (a.a.O.), selbst einer der Pioniere der numerischen Wettervorhersage in den USA, hat gezeigt, daß ein seinerzeit beim U. S. National Meteorological Center im operativen Einsatz befindliches Modell auf der Grundlage der auch von Richardson verwendeten ursprünglichen („primitiven") hydrodynamischen Gleichungen in seinem grundsätzlichen Aufbau weitgehend dem Richardsonschen Modell entsprach!

Wie dem auch sei, F. M. Exner (1876–1930), einer der führenden Vertreter der theoretischen Meteorologie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, hielt es in einer ausführlichen Rezension des Richardsonschen Buches „für nicht wahrscheinlich, daß man jemals auf dem angegebenen Wege einen wesentlichen Fortschritt in der Wetterprognose erzielen" werde und zeigte sich, wie seiner Meinung nach die Mehrzahl der Meteorologen, davon überzeugt, „daß der von Richardson zur Wettervorhersage eingeschlagene Weg verfehlt oder doch mindestens sehr verfrüht ist" (Exner 1923).

Nicht einmal drei Jahrzehnte später wurde dieser vermeintlich verfehlte Weg erstmals erfolgreich experimentell, abermals wenige Jahrzehnte danach bereits in mehreren Ländern routinemäßig beschritten, und heutzutage erarbeiten große Prognosezentren globale numerische Vorhersagen bis zu 10 Tagen im voraus – seit einigen Jahren auch in Gestalt von Ensemblevorhersagen, worin sich ein gewandeltes Determinismusverständnis und die Einsicht in den chaotischen Charakter des atmosphärischen Geschehens offenbart, womit zugleich Grenzen der Vorhersagbarkeit abgesteckt sind (vgl. hierzu Kluge, a.a.O., Böhme 1998, 1999).

Die ersten Protagonisten einer Vorausberechnung des Wetters waren Anhänger eines naiven, uneingeschränkten Determinismus, wonach, „wenn es sich so verhält, wie jeder naturwissenschaftlich denkende Mann (!) glaubt, daß sich die späteren Zustände g e s e t z m ä ß i g aus den vorhergehenden entwickeln", es für eine rationelle Lösung des Prognoseproblems notwendig und hinreichend sei, den Zustand der Atmosphäre und die Gesetze, nach denen sich ein atmosphärischer Zustand aus dem anderen entwickelt, „mit hinreichender Genauigkeit zu kennen" (Bjerknes 1904, S. 1).

Wie „hinreichend genau" Anfangszustand und Bewegungsgesetze bekannt sein müßten, blieb zunächst unerörtert (desgleichen die Frage nach der notwendigen Genauigkeit der graphischen oder numerischen Lösungsverfahren!), obgleich beispielsweise bereits Helmholtz (1875) und Poincaré (1908, erstes Buch, viertes Kapitel) mit Blick auf die Wettervorhersage die Bedeutung kleiner Fehler im Ansatz der Rechnung bzw. kleiner, für den Beobachter nicht mehr wahrnehmbarer Unterschiede in den Anfangsbedingungen für die Vorausberechnung der Folgezustände betont hatten (zu Details vgl. Bernhardt 1998).

Einen strikt deterministischen Standpunkt bezog auch Hans Ertel (1904–1971), der zu Anfang der vierziger Jahre (Ertel 1940, 1941a) Formen der atmosphärischen Bewegungsgleichungen ganz analog denen abgeleitet hatte, die in den fünfziger Jahren in den eingangs zitierten Vorhersageexperimenten und später in der ersten Generation operativer Vorhersagemodelle Verwendung fanden. In anschließenden Arbeiten (Ertel 1944, 1948) verwies er zwar auf seit längerer Zeit laut gewordene „indeterministische" Auffassungen zur Wettervorhersage (Schmauß, Wenger, Wigand), gab aber ganz offensichtlich der klassischen deterministischen Position in bezug auf das Prognoseproblem den Vorzug und ergänzte die Bjerknessche Konzeption durch den Nachweis der prinzipiellen Unmöglichkeit einer exakten Wettervorhersage für Teilgebiete der Erde (Ertel 1941b): Eine Vorausberechnung des Luftdruckfeldes über einem Ausschnitt der Erdoberfläche würde die Kenntnis des Luftdruckverlaufes auf dem seitlichen Rand des Vorhersagegebietes für den gesamten Prognosezeitraum erfordern, die natürlich nicht gegeben, andererseits aber Voraussetzung für eine exakte Lösung des gegebenen Anfangs- und Randwertproblems der Luftdruckvorhersage ist.

Auf Grund der ständigen Wechselwirkung zwischen einem Teilgebiet der Atmosphäre und der umgebenden Gesamtatmosphäre existiert also

für das Teilgebiet keine eindeutige Lösung der Prognosegleichungen; folglich ist für Teilgebiete der Erde nur eine näherungsweise Wettervorhersage möglich, eine eindeutige Prognose dagegen nur für die Atmosphäre als Ganzes, die keine seitlichen Ränder besitzt, auf denen zeitabhängige Randwerte vorgegeben werden müßten. (Bezüglich weiterer Einzelheiten wird auf die Wiedergabe der zitierten Arbeiten durch Schröder und Treder 1995, eingeleitet und kommentiert von Bernhardt 1995, verwiesen.)

Die hier skizzierte Vorgeschichte ist dem Verständnis der einzigen Arbeit Ertels von dezidiert philosophischem Inhalt dienlich, die dieser, seit 1949 ordentliches Mitglied der Deutschen Akademie der Wissenschaften und einer ihrer Vizepräsidenten von 1951 bis 1961, am 11. Februar 1954 dem Plenum der Akademie vorlegte (Ertel 1954). Eine Neuausgabe dieser Veröffentlichung mit Kommentaren u. a. von W. Böhme, H. Fortak, H. Hörz (entsprechend Hörz 1999) und dem Autor des vorliegenden Beitrages wird vorbereitet (Schröder 2000).

Ertel behandelt in seiner Schrift auf mathematisch-analytische Weise „Kausalität, Teleologie und Willensfreiheit als Problemkomplex der Naturphilosophie". In einer Übersicht über die seinerzeitige Situation – das Literaturverzeichnis umfaßt 60 Zitate, von Ostwalds Vorlesungen über Naturphilosophie bis zu Titeln aus dem damals neuesten naturwissenschaftlichen und philosophischen Schrifttum in Ost und West – gibt der Autor deutlich seine Bevorzugung eines heute als mechanisch-deterministisch zu bezeichnenden Standpunktes zu erkennen, wobei er „kausal" und „deterministisch", ebenso wie umgekehrt „akausal" und „indeterministisch", jeweils als Synonyme gebraucht.

Im weiteren betrachtet er die Welt als ein „kausal funktionierendes System", dessen Zustand zur Zeit $t = t_0$ durch eine endliche Menge von Parametern $a_1, \ldots, a_n$ beschreibbar sei. Infolge der vorausgesetzten „durchgängigen Kausalstruktur der Welt" sind deren sämtliche Folgezustände für $t > t_0$ eindeutig determiniert. Ein durch die Menge von Parametern $b_1, \ldots, b_n$ charakterisierter Folgezustand sei mit dem Anfangszustand durch ein System von n Gleichungen verknüpft, die sowohl nach den $a_1, \ldots, a_n$ als auch nach den $b_1, \ldots, b_n$ eindeutig auflösbar seien, so daß alle Folgezustände „der Welt" aus ihrem Anfangszustand abgeleitet, der Anfangszustand aus jedem Folgezustand rekonstruiert werden kann – die Welt erweist sich nach diesem Modell als komplett im Sinne des Laplaceschen Determinismus strukturiert!

Wird nun die „als Ganzes kausal-determinierte Welt" in zwei Teilsysteme zerlegt, die etwa als Partialsystem und Umgebung oder als Individuum und Umwelt interpretiert werden können, so beweist Ertel, daß der Folgezustand jedes der beiden Teilsysteme nicht allein aus seinem Anfangszustand hergeleitet werden kann, sondern daß es dafür zusätzlich der Kenntnis des Anfangs- oder des Folgezustandes des jeweils komplementären Teilsystems bedarf.

Ertel bezeichnet die erstgenannte Betrachtungsweise als „kausal-konditionale" Beschreibung, indem der Folgezustand eines Teilsystems durch seinen Anfangszustand und den des komplementären Teilsystems determiniert wird, dessen Anfangsparameter als außerhalb des Partialsystems, in der „Umgebung" lokalisierte „Bedingungen" aufgefaßt werden können.

Als Beispiel für diese Konstellation sei nochmals an die Wettervorhersage für Teilgebiete der Erde erinnert, wenn anstelle der „Welt" die Atmosphäre idealisierend als abgeschlossenes Gesamtsystem betrachtet wird: Der Zustand des Atmosphärenausschnittes (Teilsystem) über einem solchen Gebiet wird durch einen vorangegangenen Zustand des Teilsystems u n d der übrigen Atmosphäre (komplementäres Teilsystem), mithin also durch einen vorangegangenen Zustand der gesamten Atmosphäre (Gesamtsystem) bestimmt.

Die zweitgenannte Betrachtungsweise möchte Ertel zur Deutung von Teleologie und Willensfreiheit in einer kausal determinierten Welt heranziehen: Wird der Folgezustand eines Teilsystems durch seinen Anfangszustand und den Folgezustand der Umgebung (des komplementären Teilsystems) determiniert, in die es eingebettet ist, so erscheint der Folgezustand des Partialsystems gewissermaßen vorherbestimmt, und die scheinbare Richtungsbestimmtheit eines Geschehens auf einen Endzustand hin erweist sich im Sinne von Bertalanffy als ein Ausdruck der Kausalität (vgl. Ertel, a.a.O., S. 21). Wird als Teilsystem ein handelndes Individuum betrachtet, so ist ein Folgezustand des komplementären Teilsystems „Umgebung" durch deren Ausgangszustand und den Folgezustand des Individuums nach vollzogener Handlung bestimmt, „für deren 'Wahl' die 'Umwelt' (Umgebung, Komplementärsystem) die 'Freiheit' dadurch offen läßt, daß der 'Endzustand der Umwelt' gerade erst durch diese 'Handlung' zu einem eindeutig determinierten im Sinne der Kausalstruktur der gesamten Welt (Person + Umwelt) wird" (Ertel a.a.O., S. 24).

Hier liegt allerdings der Einwand auf der Hand, daß es in einer mechanisch determinierten Welt nur eine virtuelle Willensfreiheit geben kann, da jeder Folgezustand infolge des durchgängig wirksamen Determinismus durch einen Ausgangszustand des Gesamtsystems unverrückbar festgelegt ist. Ertels Argumentation zu diesem Punkt läuft denn auch mit Ostwald und Steudel darauf hinaus, daß wir zwar mit der Empfindung des freien Willens handeln können und sollen, alles aber in der Welt nach 'ehernen ewigen Gesetzen' geschieht und sich das Naturgesetz unfehlbar durchsetzt (Ertel a.a.O., S. 23-25).

Insofern erscheint auch Ertels Verteidigung des „dialektischen Materialismus" gegen Wetter (1952) in diesem Punkt nicht überzeugend, ebenso wenig die Auffassung von Klaus (1957), der in seiner bekannten Streitschrift gegen Wetter „die interessanten und geistvollen Darlegungen von Ertel" als „eine zusätzliche Bestätigung der marxistisch-leninistischen Behauptung, daß die Naturwissenschaften im Begriffe sind, den dialektischen Materialismus zu gebären", wertet (a.a.O., S. 337).

Indem Ertel seinem Weltmodell einen Determinismus Laplacescher Prägung zugrunde legt, vermag die elegante mathematische Behandlung zwar die Konsequenzen einer solchen Annahme für die Wechselwirkung komplementärer Teilsysteme innerhalb eines Gesamtsystems beispielhaft zu demonstrieren, nicht aber die Grenzen einer solchen mechanisch-materialistischen Betrachtungsweise zu überschreiten – etwa in Richtung auf die von Engels (Marx, Engels, Werke; MEW) postulierte Auflösung der Vorstellung von Ursache und Wirkung in der Anschauung der universellen Wechselwirkung als der wahren causa finalis.

Spätestens hier erhebt sich die Frage nach dem Stellenwert, den der Ertelsche Ansatz zur Deutung von Kausalität, Teleologie und Willensfreiheit in einem streng mechanisch determinierten Weltmodell heute beanspruchen kann – abgesehen natürlich von seinem Charakter als Zeitdokument für die kreative Reaktion eines bedeutenden Naturwissenschaftlers auf eine aktuelle natur- und geschichtsphilosophische Problemstellungstellung und für den Beginn eines fruchtbaren Dialogs zwischen Naturwissenschaftlern und Philosophen in der DDR innerhalb wie außerhalb der Akademie der Wissenschaften.

Bei der Bewertung der Ertelschen Schrift als Zeitdokument ist sicher zu bedenken, daß die Skepsis großer Physiker, wie Albert Einstein und Max Planck, gegen die Endgültigkeit statistischer Gesetze noch weit ver-

breitet war und Louis de Broglies Fragestellung, „Wird die Quantenphysik indeterministisch bleiben?" (de Broglie 1953), nicht nur in den Vorlesungen zur marxistischen Philosophie vielfach zitiert und durchaus kontrovers diskutiert wurde.

Ertel behandelt in seiner Arbeit das Problem der Kausalität im Falle miteinander wechselwirkender Teilsysteme innerhalb eines Gesamtsystems. Die Ergebnisse sind unbesehen sicher nicht auf die Welt als Ganzes, wohl aber auf solche Systeme anwendbar, die in erster Näherung als abgeschlossen und im wesentlichen von dynamischen (im Sinne von mechanisch-deterministischen) Gesetzen beherrscht angesehen werden können. Das betrifft z. B. neben der Atmosphäre im Zeitbereich der Kurzfristvorhersage für längere Zeitskalen auch das Klimasystem (dargestellt z. B. bei Hantel 1989, Hupfer 1991, Trenberth et al. 1996) mit der einleuchtenden Konsequenz, daß ein späterer klimatischer Zustand der Atmosphäre nicht allein durch ihren Anfangszustand, sondern nur im Verein mit Anfangs- bzw. Folgezustand der anderen Komponenten des Klimasystems – Hydrosphäre, Kryosphäre, Biosphäre, Pedosphäre, Lithosphäre, erdnaher kosmischer Raum – bestimmt wird. Mathematische Modelle, die nur eine oder wenige Komponenten des Klimasystems erfassen, darunter auch die gekoppelten Ozean-Atmosphären-Modelle, sind daher im strengen Sinne keine „Klimamodelle"!

Schlußfolgerungen wenigstens qualitativer Art lassen sich aus dem Ertelschen Ansatz auch für solche Objektbereiche ziehen, für die die Annahme mechanisch-deterministischen Geschehens offensichtlich nicht zutrifft. Der Zustand beispielsweise, den ein gesellschaftliches Teilsystem erreicht (einschließlich der möglichen Implosion!), wird nicht allein von dessen inneren Gesetzmäßigkeiten (oder „Triebkräften"), sondern gleichermaßen von den Ausgangs- bzw. Folgezuständen der anderen Partialsysteme der gesamten menschlichen Gesellschaft bestimmt, vom möglicherweise gravierenden Einfluß der natürlichen Komponenten des übergeordneten Gesamtsystems Natur und Gesellschaft ganz zu schweigen!

Georg Klaus (1912-1974), um ein weiteres Beispiel zu erörtern, stellt im Zusammenhang mit seiner Diskussion der Ertelschen Schrift fest, daß die Arbeiterklasse ein Partialsystem innerhalb des Systems der menschlichen Gesellschaft bzw. der kapitalistischen Gesellschaftsordnung darstellt, fügt dem aber entgegen der Grundaussage der Ertelschen Betrachtung hinzu: „Der Zustand, dem die kapitalistische Gesellschaftsordnung zu-

strebt, wird bestimmt durch die Tätigkeit der Arbeiterklasse" (a.a.O., S. 338), womit die Einwirkung der Kapitalistenklasse sowie weiterer Klassen und Schichten – also der anderen Partialsysteme! – außen vor bleibt.

Beachtung verdient auch der von Ertel exemplifizierte Tatbestand, daß sich hinter einer scheinbaren causa finalis durchaus eine causa efficiens, hinter der scheinbar von einem teleologischen Prinzip beherrschten Veränderung eines Partialsystems das Wirken eines durchgängigen – sogar mechanischen – Determinismus in einem übergeordneten Gesamtsystem verbergen kann.

Ein andersgelagertes Beispiel hierfür hatte bereits um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert die Diskussion um die Boltzmannsche Deutung des zweiten Hauptsatzes der Thermodynamik, speziell um den Loschmidtschen Umkehreinwand, offenbart (vgl. H. Bernhardt 1967). In einem abgeschlossenen idealen Gas nimmt infolge der Zusammenstöße der Moleküle untereinander eine Größe H für die allermeisten, durch eine gewisse „molekulare Unordnung" gekennzeichneten Anfangszustände bis zum Erreichen eines Maximalwertes zu, was dem Übergang des Systems von Zuständen geringerer in solche größerer thermodynamischer Wahrscheinlichkeit bzw. höherer Entropie entspricht. Ursache für den Übergang des Systems in Zustände höherer Wahrscheinlichkeit ist jedoch nicht die letztere im Sinne einer Endursache, sondern es sind die statistischen Gesetze des mechanischen Stoßes entsprechend der Boltzmannschen Stoßgleichung, die die Wechselwirkung der Moleküle untereinander beschreibt.

Daß das vermeintlich freie Handeln von Individuen im geschichtlichen Prozeß so häufig andere als die erwarteten Ergebnisse bringt, ist im Sinne der Ertelschen Betrachtungen nicht immer nur dem von Friedrich Engels formulierten Prinzip der geschichtsbildenden Resultante individueller Willenshandlungen geschuldet, sondern auch aus der Einbettung des Partialsystems der handelnden Personen in ein Gesamtsystem verständlich, auch wenn man letzteres nicht, wie dies Ertel voraussetzt, als „durchgängig kausal-determiniert" ansieht.

Hinsichtlich einer weiteren Diskussion des Ertelschen Ansatzes aus heutiger Sicht sei auf die kritischen Anmerkungen von Hörz (1999) verwiesen, denen wir uns im wesentlichen anschließen, aber noch einige Gedanken zu einer möglichen Weiterführung der Ertelschen Untersuchung hinzufügen möchten.

So wären die Konsequenzen zu überdenken, die aus dem nichtlinearen Charakter vieler Zusammenhänge der realen Welt und dem daraus resultierenden chaotischen Verhalten folgen, wozu sich in bezug auf die Ertelsche Arbeit bereits Böhme (2000) geäußert hat. Die schon von Poincaré noch vor Smoluchowski konstatierten Konstellationen „kleine Ursache – große Wirkung" und „verschiedene (bzw. große) Ursachen – gleiche (bzw. kleine) Wirkungen", die auch in der Determinismus-Indeterminismus-Diskussion um die Wettervorhersage eine Rolle gespielt haben (Kluge, a.a.O.), sind ja dem Historiker und Geschichtsphilosophen nicht unbekannt. Daß ein gegebener Zustand der Gesellschaft Folge ganz unterschiedlicher historischer Ausgangssituationen und Ergebnis verschiedenartiger geschichtlicher Abläufe sein kann, charakterisiert wohl ein Phänomen, das der Jubilar des heutigen Tages gesprächsweise als Offenheit der Geschichte „nach rückwärts" bezeichnet hat.

Wie wirkt sich die Abhängigkeit des Folgezustandes eines Systems von geringfügigen Variationen des Ausgangszustandes aus, wenn das betrachtete Gesamtsystem in zwei (oder mehrere) komplementäre Teilsysteme zerlegt wird? In welcher Weise z. B. verändert sich der Einfluß geringfügig variierender Anfangsparameter eines Partialsystems auf seinen Folgezustand (und damit seine Vorhersagbarkeit!), je nachdem, ob dieser Folgezustand als vom Anfangs- oder vom Folgezustand des komplementären Teilsystems mitbestimmt betrachtet wird, und wie variiert der zu prognostizierende Folgezustand des Partialsystems in Abhängigkeit von Variationen des Anfangs- und/oder des Folgezustandes des jeweils komplementären Teilsystems? Vor allem aber: Welche Informationen über die Wechselwirkung zwischen Partial- und komplementärem Teilsystem können der Verfolgung des zeitlichen Verlaufs der Zustandsänderung des Partialsystems entnommen werden – innerhalb welcher Grenzen ist z. B. eine meteorologische Vorhersage für Teilgebiete der Erde auf Grund der Auswertung lokaler Zeitreihen bestimmter (welcher?) meteorologischer Parameter möglich und sinnvoll (vgl. Böhme 1998, 1999)?

Dies sind Fragen, die eine Weiterverfolgung des Ertelschen Ansatzes unter Einsatz moderner mathematischer Methoden, aber auch numerischer Experimente mit Ensembles von Gesamt- und Teilsystemen nahelegen.

Schließlich: Wie gestaltet sich die Wechselwirkung von Teilsystemen, wenn der von Ertel postulierte mechanische durch einen dialektischen Determinismus (Hörz 1971) etwa in der Weise ersetzt wird, daß die An-

fangsparameter eines Gesamt- bzw. der Teilsysteme nicht diskrete Parameterwerte, sondern Wahrscheinlichkeitsverteilungen der Parameter der Folgezustände bestimmen? Für einen solchen probabilistischen Ansatz, der als Konsequenz sowohl deterministisch-chaotischen Verhaltens, als auch des Waltens primär statistischer Gesetzmäßigkeiten begründet werden kann, lassen sich ähnliche Fragestellungen formulieren wie oben für den Fall variierender Anfangsbedingungen ausgeführt.

Eine solche weiterführende Untersuchung würde zweifellos auch die sinngemäße Übertragung der Ergebnisse auf geschichtswissenschaftliche und formationstheoretische Problemstellungen erleichtern, hat doch hier – nicht zuletzt dank der Überlegungen unseres Jubilars! – anstelle der schönen Illusion gesetzmäßig, einsinnig linear und unumkehrbar verlaufender Fortschrittsprozesse die Vorstellung der historischen Möglichkeitsfelder Platz gegriffen, die durch menschliches Handeln im Gesamtsystem „menschliche Gesellschaft und natürliche Umwelt" eröffnet und besetzt werden. In einem solchen Weltmodell ist kein Platz mehr für ein, wie auch immer motiviertes, „Vorwegbescheidwissen", und an die Stelle voluntaristischer Losungen wie auch der Beschwörung einer angeblichen Alternativlosigkeit der praktischen Politik tritt die jüngst formulierte programmatische Forderung, Geschichte in möglichen Perspektiven zu denken (Eichhorn, Küttler 1999).

Literatur

Bergeron, T.: Methods in scientific weather analysis and forecasting. In: Bolin, B.(ed.), The atmosphere and sea in motion. Rockefeller Inst. Press, Oxford Univ. Press (1959), 440–474

Bernhardt, H.: Der Umkehreinwand gegen das H-Theorem und Boltzmanns statistische Deutung der Entropie. NTM 4(1967), 35–44

Bernhardt, K.: Ausgewählte Arbeiten Hans Ertels zu theoretischen Grundlagen der Wettervorhersage. In: Schröder, W., Treder, H.-J. (eds.), Theoretical meteorology, weather prediction, cosmology and general applications.Selected scientific papers by Hans Ertel. Interdivisional commission on history of IAGA, Newsletters, No. 29 (1995), 8–31.

Bernhardt, K.: Meteorology as an exact science – V. Bjerknes' concept of hydrodynamic weather prediction in retrospect. In: Schröder, W. (ed.), Geomagnetism and acronomy (IAGA Newsletters 29/1997), 190–200

Bernhardt, K.: Wettervorhersage und Meteorologie als exakte Wissenschaft – Anmerkungen aus historischer Sicht. In: Schröder, W. (Hrsg.), From Newton to Einstein. (A

Festschrift in Honour of the 70th Birthday of Hans-Jürgen Treder). Mitteilungen des Arbeitskreises Geschichte der Geophysik der DGG 17(1998), Heft 3–4, 26–37

Bernhardt, K.: Zu Hans Ertels Arbeit „Kausalität, Teleologie und Willensfreiheit als Problemkomplex der Naturphilosophie". In: Schröder, W. (Hrsg.), Kausalität, Teleologie und Willensfreiheit als Problemkomplex der Naturphilosophie. Science edition (2000), in Vorbereitung

Bjerknes, V.: Das Problem der Wettervorhersage, betrachtet vom Standpunkt der Mechanik und der Physik. Meteorol. Z. 21(1904), 1–7

Böhme, W.: Atmosphärische Zirkulation und Chaos – Ergebnisse und Konsequenzen. Sitz.-Ber. Leibniz-Soz. 24(1998) Heft 5, 151–182

Böhme, W.: Anwendung der Methode der Ensemblevorhersage bei komplexen dynamischen Systemen auf statistische Verfahren. Sitz.-Ber. Leibniz-Soz. 30(1999) Heft 3, 145–151

Böhme, W.: Bemerkungen zu Ertels Schrift „Kausalität, Teleologie und Willensfreiheit als Problemkomplex der Naturphilosophie". In: Schröder, W. (Hrsg.), Kausalität, Teleologie und Willensfreiheit als Problemkomplex der Naturphilosophie. Science edition (2000), in Vorbereitung

Broglie, L. de: Wird die Quantenphysik indeterministisch bleiben? Phys. Blätter 9(1953), 488–497, 529–548

Charney, J. G., Fjörtoft, R., Neumann, J. v.: Numerical integration of the barotropic vorticity equation. Tellus 2(1950), 237–254

Eichhorn, W., Küttler, W.: Geschichte in möglichen Perspektiven denken. Formationsentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert. Sitz.-Ber. Leibniz-Soz. 34(1999) Heft 7, 7–52

Ertel, H.: Neue atmosphärische Bewegungsgleichungen und ihre Anwendung auf die Theorie der Zyklonenbewegung. Ann. Hydr. marit. Meteorol. 68(1940), 421–431

Ertel, H.: Über atmosphärische Bewegungsgleichungen und eine Differentialgleichung des Luftdruckfeldes. Meteorol. Z. 58(1941a), 77–78

Ertel, H.: Die Unmöglichkeit einer exakten Wetterprognose auf Grund synoptischer Luftdruckkarten von Teilgebieten der Erde. Meteorol Z. 58(1941b), 309–313

Ertel, H.: Wettervorhersage als Randwertproblem. Meteorol. Z. 61(1944), 181–190

Ertel, H.: Das Problem der Wettervorhersage vom Standpunkt der theoretischen Meteorologie. Z. Meteorol. 2(1948), 97–106

Ertel, H.: Kausalität, Teleologie und Willensfreiheit als Problemkomplex der Naturphilosophie. Sitz.-Ber. Deu. Akad. Wiss. Berlin, Klasse Math. allg. Naturwiss. (1954) Nr. 1, 29 S.

Exner,F. M.: Lewis F. Richardson: Weather prediction by numerical process. Meteorol. Z. 40 (1923), 189-191

Hantel, M.: Climate modeling. In: Landolt-Börnstein, Zahlenwerte und Funktionen in Naturwissenschaft und Technik. Neue Serie, Gr. V, Bd. 4, Meteorologie, Teilband c 2, Springer-Verlag, Berlin etc. (1989), 1–116

Helmholtz, H. v.: Wirbelstürme und Gewitter (1875). In: Vorträge und Reden, 2. Bd., 5. Aufl., Vieweg, Braunschweig 1903, 139–163

Hörz, H.: Der dialektische Determinismus in Natur und Gesellschaft. 4. Aufl., Deu. Verl. d. Wissenschaften, Berlin (1971), 301 S.

Hörz, H.: Kausalität, Teleologie und Willensfreiheit – Bemerkungen zu Positionen von Hans Ertel. Mitteil. d. Arbeitskreises Geschichte d. Geophys. d. DGG 18(1999), Heft 1-3, 122-128; s. auch Schröder (2000)

Hupfer, P. (Hrsg.): Das Klimasystem der Erde. Akademie Verlag, Berlin (1991), 464 S.

Klaus, G.: Jesuiten Gott Materie. Deu. Verl. d. Wissenschaften, Berlin (1957), 351 S.

Kluge, J.: Die Bjerknes'sche und Schmauß'sche Auffassung des Problems der Wettervorhersage aus heutiger Sicht. Z. Meteorol. 41(1991), 65–75

Marx, K., Engels, F.: Werke (MEW), Bd. 20, Berlin (1978), 21–22, 499

Nebeker, F.: Calculating the weather. Internat. Geophys. Ser., vol. 60. Academic Press, San Diego etc. (1995), 255 S.

Platzmann, G. W.: A retrospective view of Richardson's book on weather prediction. Bull. Amer. Meteorol. Soc. 48(1967), 514–550

Poincaré, H.: Science et méthode. E. Flammarion, Paris (1908). Deutsch unter dem Titel: Wissenschaft und Methode. B. G. Teubner, Leipzig, Berlin, 1914, 283 S.

Richardson, L. F.: Weather prediction by numerical process. Cambridge Univ. Press (1922), 236 S. Reprint Dover Publ., Inc., New York, 1965

Schröder, W. (Hrsg.): Kausalität, Teleologie und Willensfreiheit als Problemkomplex der Naturphilosophie. Science edition (2000), in Vorbereitung

Schröder, W., Treder, H.-J. (Hrsg.): Theoretical meteorology, weather prediction, cosmology and general applications. Selected scientific papers by Hans Ertel. Interdivisional commission on history of IAGA, Newsletters, No. 29(1995), 156 S.

Trenberth, K. E., Houghton, J. T., Meira Filho, L. G.: The climate system: an overview. In: Climate change 1995, ed. by J. T. Houghton et al., Cambridge Univ. Press (1996), 51–64

Wetter, G. A.: Der dialektische Materialismus. Herder, Freiburg i. Br. (1952), 647 S.

Hans Heinz Holz

Welt-Ort und Zeit-Stelle. Bemerkungen zum Verhältnis von Wahrheit und Geschichtlichkeit

Wolfgang Eichhorn zum 70. Geburtstag

1.

Im systematischen Standardwerk „Marxistisch-leninistische Erkenntnistheorie" von Wittich/Gössler/Wagner[1] lese ich, es sei „die zentrale geschichtsphilosophische Frage, ob objektive Wahrheit in der Geschichtswissenschaft möglich ist" Dem kann man zum mindesten in der Fassung zustimmen, daß es die zentrale Frage für eine auf Handlungsorientierung in der Gegenwart gerichtete Erkenntnis der Geschichte ist. Aber selbst in dieser Einschränkung können Zweifel aufkommen. Oft genug waren Legenden, die die Geschichtsschreibung durchsetzten oder gar ganz ausmachten, durchaus erfolgreiche Handlungsorientierungen in *dem* gesellschaftlichen Kontext, in dem sich das Handeln abspielte und durch den die Handlungszwecke bestimmt wurden. Dazu kommt, daß eine objektiv wahre Erkenntnis in den Geschichtswissenschaften mit zwei Schwierigkeiten rechnen muß: Einmal mit der Komplexität historisch-gesellschaftlicher Sachverhalte, die zumeist weit über die Darstellungsmöglichkeit des Historikers hinausgeht; und zum anderen mit der im Geschichtsprozeß selbst involvierten Position des Historikers, aufgrund deren er Geschichte prinzipiell nicht wie einen ihm äußerlichen, ihm separat gegenüberstehenden Gegenstand betrachten kann. Tua res agitur, das heißt, wir sind immer beteiligt.

Die Einschränkung des Wahrheitsbegriffs auf bloße „Aussagen-Wahrheit"[2] hat diese Problematik eher verdeckt als die Einsicht in sie gefördert. Denn wir können möglicherweise den Wahrheitswert eines Satzes vom Typus „Napoleon war am 17. Oktober 1813 bei den französischen Truppen vor Leipzig" durch Überprüfung von Zeugnissen feststellen; aber

es dürfte schwer sein, die Richtigkeit oder Falschheit einer Aussage zu entscheiden, die zum Beispiel lauten würde: „Die Politik der Kontinentalsperre wurde durch die Nachwirkung merkantilistischer Wirtschaftsauffassungen beeinflußt". Gerade Sätze der zweiten Art wären aber für eine handlungsorientierende Geschichtserkenntnis relevant.
Ich lasse hier außer Betracht, daß handlungsorientierende Erkenntnisse aus der Geschichtswissenschaft nur gewonnen werden können, wenn der erkenntnistheoretische Status von Analogien und die Bedingungen ihrer Prägnanz geklärt sind, weil geschichtliche Situationen sich stets durch „letzthinnige Unterschiede" (teleutaia diaphora) voneinander abheben. Das Verhältnis von typologischer Allgemeinheit und historischer Singularität muß bei jedem „Lernen aus der Geschichte" am konkreten Fall bestimmt werden. Daß dabei reale Universalien der Geschichte – und in der Geschichte – herausgearbeitet werden müssen, liegt auf der Hand; und also auch, daß die Frage nach dem ontologischen Status von Universalien unabweisbar ist.

2.

Jeder, der mich kennt, weiß, daß ich mit diesen Bemerkungen zur erkenntnistheoretischen Aporien der Geschichtsphilosophie keinesfalls einem geschichtswissenschaftlichen Relativismus oder Agnostizismus das Feld bereiten will. Im Gegenteil. Es sollen nur die Fallgruben markiert werden, in die ein erkenntnistheoretischer Realist in der Geschichtswissenschaft und schon gar in der Geschichts*philosophie* stolpern kann.

Die erkenntnistheoretisch und ideologietheoretisch zu bestimmenden Geltungsgrundlagen und Grenzen der Erkenntnis, deretwegen die Differenz von faktisch relativer Wahrheit und dem Grenzwert absolute Wahrheit gemacht werden muß[3], haben ihren Grund in der ontologischen Verfassung des Erkenntnissubjekts in seiner Beziehung zur Welt. Leibniz hat dies als die Perspektivität der repraesentatio mundi in jeder individuellen Substanz scharf herausgearbeitet. In Kürze zusammengefaßt, besagt das Leibniz-Theorem: Jede individuelle Substanz ist Ausdruck aller Wirkkräfte in der Welt, die im Maße ihrer Nähe bzw. Ferne verschieden stark auf sie einwirken; in diesem Sinne ist jedes Einzelne jeweils ein Spiegel der ganzen Welt, aber stets so, daß ihm die Welt unter der einmaligen Perspektive seines Weltortes, den es mit keinem anderen teilt, in singulärer Weise erscheint. Dieses aus Raumkategorien modellierte, aber in stren-

ger Abstraktion zu verstehende Welt-Verhältnis konstituiert *zugleich* die Allgemeinheit des Einzelnen durch die allen gemeinsame repraesentatio totius mundi *und* die Einzelheit des Individuums durch die Perspektivität der repraesentatio[4].

Das Leibniz-Theorem illustriert das Verhältnis von relativer und absoluter Wahrheit. Jede perspektivische Erkenntnis kann ihre Gegenstände und deren Zusammenhang nur relativ auf den Ort des Erkenntnissubjekts darstellen (= vor sich hinstellen); auch wenn sie dies in Übereinstimmung mit der Ordnung der Gegenstände tut und also im Sinne des Adäquatheitspostulats „wahr" ist, bleibt ihre Wahrheit eine relative Wahrheit, denn die Perspektivität ist ein materiales Apriori der Objektbeziehung endlicher Wesen. Absolute Wahrheit käme nur der *ineinander projizierten Gesamtheit der Darstellungen* zu und wäre als solche die Darstellung der Welt im ganzen oder, wie Hegel sagen wurde, der absolute Begriff, der aber nie in der Welt, an einem Welt-Ort, also nie durch eine individuelle Substanz gebildet werden kann.[5]

Dieses Modell arbeitet mit Raumkategorien; das verbürgt ihm Anschaulichkeit. Indessen meint es in reiner Begrifflichkeit eine Struktur, dergemäß das Verhältnis von unendlicher Welt und endlichem Seienden konstruiert werden kann. Was räumlich als Welt-Ort bezeichnet wird, kann im Fluß des Geschehens, in der Bewegung der Seienden auch als Zeit-Stelle verstanden werden. Was in der Extension des Nebeneinander *topologisch* beschrieben wird, zeigt sich in der Extension des Nacheinander *chronologisch*. Die Perspektivität ist eine raum-zeitliche; in der vierdimensionalen Konstellation wird bestimmbar, was relativ objektiv wahr ist. Im Horizont eines als Grenzbegriff zu konstruierenden (also spekulativen) Begriffs der absoluten Wahrheit erweist sich jede faktische, im Medium des Erkenntnissubjekts zutage tretende relative Wahrheit als geschichtlich. Der Wahrheitscharakter der in geschichtlicher Besonderheit vorgenommenen Darstellung der Wirklichkeit, der besagt, daß eine solche Darstellung wahr oder falsch sein *kann* (also der Zuordnung von Wahrheitswerten unterliegt), ist der erkenntnistheoretische Ausdruck dessen, daß ontologisch die faktische, das heißt relative Wahrheit geschichtlich ist und durch ihre Abhängigkeit von Welt-Ort und Zeit-Stelle nicht etwa unwahr oder gleichgültig und dem Diskrimen der Wahrheitswerte entzogen würde. Dagegen wäre eine ungeschichtliche absolute Wahrheit, die nicht mit der spekulativen *Methode*, sondern mit einer metaphysischen Gewißheit gleichgesetzt würde, au-

ßerweltlich und führte damit auf einen Selbstwiderspruch[6], weil dann die Darstellung der Welt im ganzen außerhalb der Welt im ganzen stattfände, mithin die Welt im ganzen gar nicht die Welt *im ganzen* wäre, sondern es zu ihr ein ihr äußerliches Anderes gäbe.

3.

Nun gibt es offenbar verschiedene Formen der Historizität von Wahrheit. Ob ich Wahnvorstellungen dämonologisch, psychoanalytisch oder neurophysiologisch „erkläre", hängt von den durch den Stand der Wissenschaften und durch die kulturellen Traditionen geprägten Erklärungsmustern für natürliche Sachverhalte zusammen. Erklärungen sind in solchen Fällen immer auch Deutungen. Der Entwicklungsstand der neuzeitlichen Wissenschaft setzt uns instand (und nötigt uns auch), die dämonologische Deutung für falsch zu halten. Dennoch hat diese Deutung durch viele Jahrhunderte die Handlungsorientierung für den ärztlichen Umgang mit dem Wahnsinn gegeben, und der Schamanismus ist nicht immer ohne Wirkungen geblieben, wie umgekehrt die wissenschaftliche Medizin nicht immer Wirkungen zeitigt. Die Relativität auf gesellschaftliche, sozialpsychologische, kulturelle Konstellationen ist offenkundig und schafft selbst erkenntnistheoretische Probleme, die nicht allein vom Adäquatheitspostulat her zu lösen sind, sondern metatheoretische Reflexionen erfordern.[7]

Dagegen ist die Feststellung, Napoleon sei am 17. Oktober 1813 auf den Schlachtfeldern vor Leipzig gewesen, wenn sie bestätigt wird, eine wahre Feststellung unabhängig von der Konstellation, in der diese Feststellung getroffen oder bezweifelt wird. Sie ist im Hinblick auf die Parameter, die Datum und Ort der Völkerschlacht angeben, objektiv wahr und in ihrer Geltung nicht relativ auf das Erkenntnissubjekt, wenn auch die Wahrnehmung des historischen Geschehens und die ihm zugewiesene Bedeutung relativ sind. Es gibt also offenbar eine *absolute Geltung* faktischer Wahrheiten.

Doch müssen wir uns vor einer Äquivokation hüten. Absolut meint hier das Absehen von allen Bedingungen und Begleitumständen der Erkenntnis; dies ist nur im Hinblick auf eine bestimmte Art Tatsachen sinnvoll und zulässig - und wir brauchen in unserem Zusammenhang auf die Frage, welche Art Tatsachen dies seien, nicht weiter einzugehen. Der Grenzbegriff der absoluten Wahrheit meint dagegen die Konvergenz aller Bedingungen und Begleitumstände der Erkenntnis eines Sachverhalts. Das sind zwei verschiedene Bedeutungsgehalte.

Uns geht es hier um die unverrückbare Geltung gegenüber der kontextabhängigen Geltung. Der Satz über Napoleon bleibt unabhängig vom Kontext des Erkennens objektiv wahr; die Aussage, Dämonen seien die Ursache eines Wahns, enthält historisch bedingte kontextuelle Voraussetzungen. Der Historiker wird dem Bericht, jemand sei vom Fieber befallen worden, einen anderen Informationswert beimessen als einem anderen Bericht, der behauptet, jenen habe ein böser Zauber getroffen. Aber er wird zur Kenntnis nehmen, daß unter der Anklage der Hexerei Zehntausende von Menschen vor Gericht gezerrt und verurteilt wurden, weil die Erklärung durch Zauberkräfte gesellschaftlich akzeptiert war und Geltung beanspruchen durfte. (Und seien wir uns darüber im klaren, daß die gerichtspsychologischen Gutachten heute oft auf nicht weniger unsicheren Annahmen beruhen!).

4.

Woher nehmen wir also das Medium, in dem das in historischer Relativität Für-wahr-gehaltene mit dem normativen Anspruch auf unverrückbare Geltung einer wahren Feststellung in Einklang gebracht wäre ? Jenes Medium, in dem wir den Irrtum, den wir in einem einmal Für-wahr-gehaltenen entdecken, doch noch als ein Moment der Wahrheit begreifen und so rechtfertigen, daß er, in präzisierbarem historischem Kontext, für wahr gehalten wurde ? Das Problem ist so alt wie die Philosophie; schon Parmenides suchte den Ursprung der doxai brotôn, der Meinungen der Sterblichen, aus der alêtheia, der reinen und unverzerrten Wahrheit.

Lassen wir die Geschichte des Wahrheitsproblems – seine Bindung an Wahrheitsquellen, sei es des Logos, sei es der Offenbarung – beiseite und konzentrieren uns auf die neuzeitliche Auffassung! Das Medium, in dem die Wahrheit erscheint, ist die Vernunfttätigkeit, das heißt das richtige Urteilen (iudicare) oder Sprechen (loqui); und beides geschieht in Sätzen (propositiones). So lesen wir es in den Lehr- und Wörterbüchern des 17. und 18. Jahrhunderts. Wahrheit wird zwar nicht ihrem Wesen, wohl aber ihrer Form nach an die Aussage geknüpft; deren formales Richtigkeitskriterium ist die Widerspruchsfreiheit. „Für einen wahren Satz wird gefordert, daß das Prädikat dem Subjekt nicht widerspreche". Diese Widerspruchsfreiheit muß aus der Sache begründet werden können (sofern sie sich nicht aus den Begriffsbestimmungen selbst ergibt): „Eine Aussage ist wahr, wenn es einen zureichenden Grund gibt, warum das Prädikat

vom Subjekt entweder zu verneinen oder zu bejahen ist"[8]. In diesen Formulierungen wird deutlich, daß wahr und falsch, Wahrheit und Irrtum einander ausschließend gegenüberstehen; und anders ist ein *logischer* Wahrheitsbegriff auch gar nicht zu fassen: „Es ist leicht einzusehen, daß die Falschheit in der Bejahung und Verneinung der Sätze liegt, wenn du nämlich das zu Verneinende bejahst und das zu Bejahende verneinst".[9]

Daß die Setzung eines Wahrheitsbegriffs, der aus der Struktur identischer oder analytischer Sätze gewonnen ist, begründungsbedürftig sei, hat die Philosophie des 18. Jahrhunderts in der Nachfolge von Leibniz vergessen; denn dieser hatte es als ein erstes Axiom aufgestellt, daß identische Sätze wahr seien und hatte dazu bemerkt, er könne beweisen, daß dies nicht beweisbar sei und keines Beweises bedürfe.[10] Aus dem Systemzusammenhang der Leibnizschen Metaphysik gelöst und für sich genommen, wird diese unbegründete Setzung jedoch willkürlich. Demgegenüber hatte Spinoza erkannt, daß die Begründung eines nicht willkürlichen, das heißt ontologisch gestützten Wahrheitsbegriffs *das Verhältnis* von Wahrheit und Falschheit bestimmen müsse, weil jede geistige Tätigkeit, also auch das falsche Urteil, inhaltlich auf eine in der Welt mögliche oder wirkliche positive Gegebenheit, eine res positiva, bezogen ist; denn das *rein* Negative, das Nichts, ist gar nicht denkbar[11]. "Im absoluten Mangel kann Falschheit aber nicht bestehen (...). Auch nicht in absoluter Unwissenheit", heißt es im Beweis zu Lehrsatz 35 des II. Buches der „Ethik".[12] Nicht die *imaginatio* – die Erzeugung von Vorstellungsbildern aus Sinnesdaten und ihre Zuordnung zu Zeichen – ist es, an der das Verhältnis von wahr und falsch eingesehen werden kann; sondern die *ratio* – der Prozeß der Bildung von Allgemeinbegriffen und Ideen, die Einzelnes auf das Ganze beziehen und die *scientia intuitiva* – die in Evidenz sich zeigenden Sachverhalte – lassen an sich selbst das Wahrsein erkennen.[13] Das Medium, in dem Wahrheit von Falschheit sich *unter*scheidet (und nicht nur als deren Anderes und *Ver*schiedenes erscheint), ist die Vernunft.

Gibt es also drei Erkenntnisgattungen (genera cognoscendi), von denen zwei – ratio und scientia intuitiva, – den Ausweis der Wahrheit an sich selbst tragen, aber inhaltlich nicht über das in der ersten Gattung, der imaginatio, Gegebene hinausgehen, so kann Falschheit oder Irrtum nur eine Möglichkeit innerhalb der ersten Gattung sein. Und da die Inhalte der imaginatio in ratio und intuitio enthalten sind, wird die Wahrheit der zweiten und dritten Gattung zum Allgemeinen, das das Besondere der

Falschheit übergreift.[14] Das besagt der berühmte Satz Spinozas, der die beiden Fassungen hat: „verum est norma sui et falsi", bzw. „verum est index sui et falsi".[15]

Die Form dieses Satzes sprengt das logische Wahrheitskonzept. Wahr und falsch stehen einander nicht ausschließend gegenüber, sondern die Falschheit ist eine Art der Wahrheit, wenn auch ihr Gegenteil. Aussagenwahrheit ist darum nur ein Spezialfall; der allgemeine Sinn von Wahrheit ist, daß eine Sache sich von sich selbst her zeigt und so dargestellt wird. Zeigen kann sie sich und dargestellt werden kann sie aber nur in der Perspektive, aus der sie der Erkennende erblickt. Das schließt Verfälschungen und Verzerrungen verschiedenen Grades ein – sowohl das Ganze des Gegenstandes wie auch Teile von ihm können betroffen sein, und jeweils in verschiedener Weise. Die Wahrheit ist eine, aber der Irrtümer gibt es viele.

Man sieht, das Leibniz-Theorem ist eine problemgeschichtliche Konsequenz aus dem Spinoza-Satz (wenn Leibniz das auch sicher nicht so gesehen hätte). Mit dem Konzept der raum-zeitlichen Perspektivität wird die *formale* Dialektik des übergreifenden Gattungscharakters der Wahrheit *historisiert*. In einer neueren Terminologie: Jede aus einer geschichtlichen Lage hervorgegangene Auffassung der Wirklichkeit ist deren Widerspiegelung und *als solche* wahr; aber sie ist aufgrund der geschichtlichen Lage mehr oder weniger verzerrt und *insofern falsch*. Eine Theorie, die die Verzerrung als solche erkennbar macht, vermag die Falschheit des Falschen und damit dessen Verhältnis zum Wahren zu thematisieren; das ist es, was Ideologiekritik leistet und was durch Ideologietheorie begründet wird; allerdings muß jede Ideologietheorie ihren eigenen geschichtlichen Standort stets reflektieren, wenn sie vermeiden will, verdeckt falsches Bewußtsein mitzuschleppen und zu erzeugen. Deshalb bedarf Ideologietheorie einer erkenntnistheoretischen, so wie diese einer ontologischen Fundierung.

5.

Marx und Engels schreiben in der "Deutschen Ideologie", daß „fast die ganze Ideologie sich entweder auf eine verdrehte Auffassung dieser Geschichte oder auf eine gänzliche Abstraktion von ihr reduziert. Die Ideologie selbst ist nur eine der Seiten dieser Geschichte".[16] Sie haben die Realität des Scheins[17], den die Perspektivität erzeugt, ernst genommen, nicht Ideologie bloß als „falsches Bewußtsein" verworfen, sondern zwi-

schen Graden der Verzerrung unterschieden. Hegels „Rechtsphilosophie", auch sie natürlich eine Ideologie, hat einen anderen Realitätsgehalt und andere projektive Verzerrungen der Wirklichkeit als die Rodomontaden der Junghegelianer. Marx hat sich über diese Differenz durchaus Rechenschaft abgelegt. Er notierte gleichzeitig mit den „Feuerbach-Thesen": „Hegel gab daher innerhalb der Spekulation wirkliche, die Sache ergreifende Distinktionen"[18]. Daß Hegel dies, anders als die Junghegelianer, leisten konnte, liegt nicht nur an seiner geistigen Größe, sondern eben auch und gerade in der bestimmten Form des Systems spekulativer Logik an Welt-Ort und Zeit-Stelle, wo er sich befand.

Die Spannung zwischen dem unabdingbaren Begriff einer absoluten Wahrheit (die unabhängig vom Erkenntnissubjekt unabdingbar gilt) und der geschichtlich relativen Wahrheit, deren Geltung auf Welt-Ort und Zeit-Stelle rückbezüglich ist, bleibt in jedem Falle erhalten. Denn damit die historische Relativität einer Aussage oder allgemeiner einer Wirklichkeitsauffassung eben die *Relativität einer Wahrheit* sei (was als Genitivus subiectivus zu verstehen ist), bedeutet doch, daß sie nicht ganz und gar falsch sein bzw. gewesen sein kann. Am Beispiel: Die dämonologische Erklärung des Wahnsinns kann einen, wie auch immer metaphorischen, Wirklichkeitsgehalt haben; die Dämonen können als Ausdruck psychischer Verhältnisse interpretiert werden[19]. Die Erklärung, Wahnsinn entstehe nach dem Genuß von Äpfeln, wäre dagegen schlichtweg falsch und zu jeder Zeit falsch gewesen. Wenn wir an dieser Differenz nicht festhalten, verlieren die Qualifikationen wahr und falsch jeden Sinn. Gerade die Insistenz auf der Geschichtlichkeit der relativen Wahrheit erfordert eine erkenntnistheoretische Klärung des Wahrheitsbegriffs.

Diese zu unternehmen, ist nicht die Aufgabe dieses Vortrags. Ich deute nur an, in welcher Richtung meine Überlegungen gehen. Daß Wahrheit nur dann als solche gelten kann, wenn sie objektiv ist, also einen gegenständlichen Sachverhalt mehr oder weniger adäquat ausdrückt, macht die Bestimmung des Verhältnisses der Wirklichkeitsauffassung[20], ihrer Mittel, Methoden und Vorstellungsbilder, zur gemeinten Wirklichkeit zu einem unerläßlichen Moment der Begründung des Wahrheitsanspruchs. Die geschichtliche Relativität des Wahrheitsgehalts der Wirklichkeitsauffassung ist an diese Objektivität gebunden und stellt Wahrheit in den Zusammenhang der Gattungsgeschichte der Menschheit, die ihr Bewegungsgesetz im möglichen Fortschritt zur Menschlichkeit hat, das heißt zur Selbst-

bestimmung aus Vernunftgründen im Einklang mit den Naturbedingungen; darum ist *Parteilichkeit* für die Vernunft und den ihr gemäßen gesellschaftlichen Fortschritt ein *Modus der Wahrheit* und Wahrheit parteilich.

So verweist die Wahrheitsfrage, mit der die Geschichtswissenschaft konfrontiert ist, auf ein philosophisches Reflexionssystem, in dem die Geschichtlichkeit der Wahrheit determinierend ist für die Erkenntnistheorie und diese fundierend für die Ideologietheorie, dann aber diese wieder gesetzgebend für die Geltung geschichtsphilosophischer Konkretionen der Geschichtlichkeit der Wahrheit. Nur formallogisch verfällt diese Reflexion-zurück-in-sich dem Verdikt, ein circulus vitiosus zu sein und sich einer petitio principii zu bedienen. Zirkularität ist ein Wesensmerkmal dialektischen Argumentierens (was hier nicht näher ausgeführt werden kann); der Hinweis auf Hegels Analyse von Reflexion[21] mag genügen. Jedenfalls läßt sich begründet vermuten, daß in der zirkularen Bewegung von Setzen, Bestimmen und Einholen der Voraussetzung die Relativität der Wahrheit ihre Bedingung hat und sich ins Verhältnis zur absoluten Wahrheit setzt, die nur als spekulative Methode der Konstruktion des Absoluten gegeben ist.[22]

Fußnoten

1 D. Wittich/K. Gössler/K.Wagner, Marxistisch-leninistische Erkenntnistheorie, Berlin 1980, S. 278.

2 "Die Wahrheit erweist sich somit als eine spezielle Form der allgemeinen Adäquatheit der Erkenntnis, welche für Aussagen und alle darauf beruhenden Erkenntnisformen, vor allem Theorien, zutrifft, und sie wird definiert als Eigenschaft der Aussagen, mit dem widergespiegelten Sachverhalt übereinzustimmen". Alfred Kosing in: Autorenkollektiv (Leiter Wolfgang Eichhorn I), Marxistisch-leninistische Philosophie, Berlin 1979, S. 297. Ebenso schon früher Alfred Kosing in: Autorenkollektiv (Leitung A. Kosing), Marxistische Philosophie, Berlin 1967: „Alle kognitiven Abbilder sind ja adäquate ideelle Reproduktionen der objektiven Realität im menschlichen Bewußtsein (...). Und trotzdem können wir bei Benutzung einer exakter Terminologie nur den *Aussagen* die Eigenschaft, wahr oder falsch zu sein, zuschreiben". Ebd., S. 594. Auch D. Wittich, a.a.O., S. 268ff., behandelt Wahrheit als eine Eigenschaft von Aussagen, also als „Wahrheitswert", schwächt aber diese Festlegung dann ab, wenn er über die Wahrheit von Werturteilen und Kunstwerken spricht. Ebd., S. 292ff.

3 Bei der Differenz von relativer und absoluter Wahrheit muß auch der Unterschied von kontingenten und notwendigen Wahrheiten bedacht werden. Die beiden Begriffspaare decken sich nicht, hängen aber doch eng miteinander zusammen. Das wäre näher zu untersuchen.

4 Hier wird in einem Modell ein ontologisches Widerspiegelungskonzept mit der Begründung der Subjektivität verbunden. Ein Rückfall hinter die Struktur des Leibniz-Theorems würde die Widerspiegelungstheorie zu einer platten Abbildtheorie machen.

5 Leibniz gebraucht dafür als Grenzbegriff den Terminus Gott. Siehe Hans Heinz Holz, Einheit und Widerspruch. Problemgeschichte der Dialektik in der Neuzeit, Stuttgart 1997, Band I, S. 285ff. Tatsächlich könnte es zwischen der Darstellung der Welt im ganzen und der Welt im ganzen selbst keine Differenz mehr geben, weil beide die Totalität sind. Darum geht bei Hegel der absolute Begriff in die absolute Idee über, die „die Einheit des Begriffs und der Realität ist" (Ges. Werke, Band 12, Hamburg 1981, S. 175), und insofern, als Identität der Sache selbst und ihrer Darstellung, „das objektiv Wahre oder das Wahre als solches ist" (ebd. S. 173).

6 Das in mühevollen Schritten zu entwickeln, ist der Gang der Hegelschen „Wissenschaft der Logik".

7 Auch wenn man den theoretischen Ansatz Foucaults nicht teilt, ist das von ihm beigebrachte Tatsachenmaterial problemträchtig. Vgl. Michel Foucault, Wahnsinn und Gesellschaft, Frankfurt am Main 1969.

8 Friedrich Christian Baumeister, Institutiones Philosophiae Rationalis, Wien 1775, §§ 319 und 322, S. 130f. Die kurz gefaßten Kompendien für den Unterricht bringen die konzeptionelle Struktur meist am deutlichsten heraus.

9 Gottfried Wilhelm Leibniz, Opuscules et fragments inédits, ed. Louis Couturat, Paris 1903, S. 183. Vgl. Hans Heinz Holz, Einheit und Widerspruch, a.a.O., S. 396ff.

10 Gottfried Wilhelm Leibniz, Opuscules et fragments inédits, ed. Louis Couturat, Paris 1903, S. 183. Vgl. Hans Heinz Holz, Einheit und Widerspruch, a.a.O., S. 396ff.

11 Spinoza knüpft mit radikaler Konsequenz an den Eleatismus an. Vgl. Parmenides B 2: „Nicht sein ist nicht", denn „du kannst es weder erkennen noch aussprechen". Und B 6: „Nichts ist nicht". - Vgl. Hans Heinz Holz, Einheit und Widerspruch, a.a.O., S. 222ff.

12 Spinoza, Ethik, Buch II, Prop. 35, Demonstr.

13 Ebd., Prop. 40, Scholium und Prop. 41.

14 Zum übergreifenden Allgemeinen vgl. Hans Heinz Holz, Dialektik und Widerspiegelung, Köln 1983, S. 51ff.

15 Spinoza, Ethik II, a.a.O., Prop. 43, Scholium.

16 Karl Marx/Friedrich Engels, Werke (MEW), Band 3, Berlin 1958, S. 18.

17 Vgl. Anton Fischer, Der reale Schein und die Theorie des Kapitals bei Karl Marx, Zürich 1978.

18 MEW 3, S. 536.

19 So schon Heraklit B 119: „Seine Haltung (ethos – Wesensart) ist für den Menschen sein Dämon".

20 Ich spreche von Wirklichkeitsauffassung, um in diesem weiteren Begriff neben theoretischen Repräsentationen auch Wertungen, ästhetische Gebilde und ähnliche Ausdrucksphänomene als Manifestationen eines Wirklichkeitsverhältnisses einzuschließen.

21 Hegel, Ges. Werke, Band 11, Hamburg 1978, S. 249ff.

22 Vgl. Jos Lensink, Het waagstuk van de omvattende rede, Kampen 1994.

Erich Hahn

Ideologiebegriffe gestern und heute

In Heft 8, Jahrgang 1967, der „Deutschen Zeitschrift für Philosophie" erschien ein Beitrag von Wolfgang Eichhorn I und Erich Hahn unter der Überschrift „Zur Theorie und Erforschung des sozialistischen Bewußtseins".

Es ist sicher unüblich, einen einzelnen Artikel zum Ausgangspunkt einer würdigenden Wortmeldung aus einem Anlaß wie dem heutigen zu nehmen – zumal einen, an dem der Vortragende mitgewirkt hat. Wenn ich mich über derartige Bedenken hinwegsetze, so erstens, weil besagter Beitrag mir geeignet erscheint, „aus heutiger Sicht" – wie es jetzt immer heißt – einen Blick auf damalige Aktivitäten zu werfen, ohne den großen Bogen zu der Gesellschaftswissenschaft oder Philosophie in der DDR zu spanne, und zweitens, weil er mich an eine gute, produktive Phase enger Zusammenarbeit mit dem Jubilar erinnert.

Das Anliegen des Beitrages ist rasch skizziert. 1967. Aufbruchstimmung. „Neues Ökonomisches System" als Inbegriff von Reform – wenigstens in der Öffentlichkeit. Eine Hoch-Zeit für Wissenschaft scheint anzubrechen: Sozialpsychologie, Soziologie, Kybernetik rufen große Erwartungen hervor.

Es war aber wohl auch eine Zeit erster Nachdenklichkeit. Die Vermutung trat auf, daß nicht alle Zukunft eine einfache geradlinige Fortsetzung dessen sein könne, was in den Jahren seit 1945 in Gang gesetzt worden war.

Bezogen auf unser Thema: Die Ideale, denen wir uns verschrieben hatten, fanden in der Breite der Gesellschaft nicht die selbstverständliche bis begeisterte Akzeptanz, die ihnen unserer Meinung nach zukam. Und die schlechterdings unwiderlegbaren Einsichten des wissenschaftlichen Sozialismus führten nicht überall oder nicht schnell genug zu dem erhofften enthusiastischen Engagement. Aufklärung, Propaganda, Wissensvermittlung schienen an Grenzen geraten zu sein – meinten wir.

Zwei Überlegungen wollten wir dementsprechend der allgemeinen Aufmerksamkeit empfehlen. Erstens. Die zügigere Verbreitung soziali-

stischen Bewußtseins müßte stärker mit der Gestaltung und Gestalt der ökonomischen Beziehungen in Zusammenhang gebracht werden. Deshalb ein relativ umfangreicher Passus zum Warenfetischismus und seiner Überwindung. Gewissermaßen als Modell der Vermittlung von Ökonomie, Gesellschaft und Bewußtsein.

Die Entscheidung für diesen Akzent hing aber auch mit einem segensreichen und nachhaltigen Einfluß zusammen, den der Jubilar in diesen Jahren nicht nur auf mich ausgeübt hat. Soweit ich mich erinnere, war er damals der einzige promovierte Kader in der Abteilung „Historischer Materialismus" des philosophischen Instituts der Humboldt-Universität. Was seine Autorität beträchtlich steigerte – er hieß nur „der Doktor". War es nun diese Autorität oder war es die Faszination der Sache – Wolfgang Eichhorn gelang es, uns zu ausgesprochenen Fans der 1953 erschienenen „Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie" von Marx zu machen. Wer die nicht durchgeackert und also „drauf" hatte, war nicht kommunikationsfähig. Zu Recht!

Die Unverzichtbarkeit des Warenfetischismus-Ansatzes für eine kritische Bewußtseinstheorie auch des gegenwärtigen Kapitalismus steht außer Zweifel. Dennoch möchte ich mich stärker der zweiten Überlegung zuwenden. Bewußtseinsentwicklung müßte – so meinten wir – stärker als Element der gesellschaftlichen Praxis, als Produkt praktisch-geistiger Aneignung der Wirklichkeit verstanden werden – und erst auf diesem Hintergrund als Resultat geistiger, aufklärerischer, erzieherischer Bemühungen. Als Einstieg für den Gesamtbeitrag wurde deshalb der Ideologiebegriff gewählt. Genauer gesagt – Erwägungen zum Ideologiebegriff, denen auch oder gerade aus heutiger Sicht eine gewisse Eigenart nicht abzusprechen ist.

Die Auffassung wird vertreten, daß „Ideologie" zwar in gewisser Hinsicht zur Bezeichnung des „Marxismus-Leninismus" insgesamt, also einschließlich seiner theoretischen Substanz gebraucht werden könne. Wichtiger jedoch seien zwei andere „scharf zu unterscheidende Bedeutungen". Zum einen – mit Marx – sein Verständnis als „falsches, verkehrtes Bewußtsein". Zum anderen – ebenfalls mit Marx – seine Verwendung zur Bezeichnung von „Anschauungen, Vorstellungen und Meinungen hinsichtlich ihrer Wirksamkeit" in den „Wechselbeziehungen zwischen Individuum und Gemeinschaft".[1] Wirksamkeit im Sinne der Artikulation von Interessen, Absichten, Erfahrungen, des ideellen Entwurfs von Handlungs-

weisen, der Antizipation, der Orientierung, der Willens- und Motivbildung gegebener sozialer Gruppen und Klassen. Bestimmte Bewußtseinsinhalte, Auffassungen, Theorien, Werte und Normen, auch Bilder, sind also ideologisch, insofern sie bestimmte gesellschaftliche Funktionen ausüben. Ideologien sind wichtige Instrumente geschichtlicher Aktionen, unverzichtbare praktisch-geistige Formen der Bewegung gesellschaftlicher Widersprüche. Wirksames Bewußtsein ist nicht zu verstehen und nicht zu vermitteln, wenn man einen Bogen um das Phänomen „Ideologie" macht. So die Botschaft!

Ein weites Feld! Natürlich waren die Autoren sich bewußt, daß die beiden zunächst „scharf zu unterscheidenden" Bedeutungen sich auch berühren und ineinander übergehen. Die für Ideologien wesentlichen Funktionen sind vom Erkennen nicht nur unterschieden, sondern setzen es voraus. Geschichtlich wirksame Auffassungen können und müssen auf ihren Wahrheitsgehalt überprüft und kritisiert werden, weil wahres Bewußtsein nicht wirksam und falsches nicht unwirksam sein muß. Will man allerdings das Spezifische der Ideologie erfassen, darf man sich nicht auf die erkenntnistheoretische Fragestellung beschränken. Man muß die praktischen Funktionen in den Blickpunkt rücken. Ausführlich wird zur spezifischen, nicht auf Wahrheit oder Falschheit reduzierbaren Objektivität ideologischen Bewußtseins argumentiert – anknüpfend an Eichhorns Darlegungen zur Unterscheidung von Wahrheit und Richtigkeit hinsichtlich des moralischen Bewußtseins in seinem 1965 erschienenen Ethik-Buch.[2]

Diese Sichtweise bedeutete eine theoretisch-begriffliche Ergänzung zu dem endlosen Streit darum, ob Ideologie ausschließlich und grundsätzlich als falsches Bewußtsein zu verstehen und daher zu verwerfen sei. Sozusagen ein Hieb durch den gordischen Knoten in Gestalt des Hinweises, die Fragestellung zu durchdenken und zu erweitern.

Originell war diese Auffassung natürlich nur im gegebenen Diskurszusammenhang. Wir standen mit dieser Auffassung auch nicht allein. Helmut Seidel hatte bereits 1966 in seiner Einleitung zur Neuherausgabe des Kapitels I der „Deutschen Ideologie" für ein Verständnis von Ideologie als Komponente geistiger Produktion plädiert, die „theoretisch-wissenschaftliche Einsicht mit dem praktischen Handeln verknüpft" und sich entschieden gegen die in der Marx-Kritik gängige „absolute Identifizierung von Ideologie und falschem Bewußtsein" ausgesprochen.[3] Auch Gottfried Handels Beitrag „Bemerkungen zur Interpretation des Ideolo-

giebegriffs von Karl Marx" in der Jenenser Universitätszeitschrift 2/68 gehört in diesen Kontext.[4]

Und da es heute nicht zuletzt um Wissenschaftsgeschichte geht, muß auch das Folgende angemerkt werden. Die ideologie- bzw. bewußtseinstheoretischen Aktivitäten in der DDR dieser Jahre wurden von bestimmten Kollegen in der BRD interessiert verfolgt und ernst genommen. Handels Beitrag erschien in voller Länge in der voluminösen Textsammlung „Soziologie und Marxismus in der DDR", herausgegeben 1972 bei Luchterhand von Peter Christian Ludz.[5] Und auch die klassischen Ideologie-Reader von Kurt Lenk (1967)[6] und Hans-Joachim Lieber (1976)[7] enthielten Beiträge aus der DDR.

Geht man freilich der Frage der Rolle, der Relevanz oder des Einflusses der skizzierten Position in der nachfolgenden Entwicklung etwas umfassender nach, dann bietet sich ein überaus widersprüchliches Bild. Einerseits hat besagter Artikel seinerzeit – wenn ich mich recht erinnere – überhaupt keine Rolle gespielt! Andererseits erweist sich, daß die wesentliche Fragestellung und Sichtweise so abwegig nicht sein kann. Das möchte ich durch drei Anmerkungen zur heutigen Situation verdeutlichen.

1. Bestimmend in der herrschenden wissenschaftlichen wie außerwissenschaftlichen Öffentlichkeit und im Medienalltag ist eine tiefverwurzelte Aversion gegenüber dem Phänomen „Ideologie", der Verriß des Terminus. Ideologie gilt als falsches Bewußtsein, interessenbedingte Machination u.ä. Die Denunziation einer Position als ideologisch erspart jede inhaltliche Auseinandersetzung.

Und es darf nicht übersehen werden, daß diese Grundhaltung sowohl in geschichtlichen Erfahrungen dieses Jahrhunderts bzw. in sozialökonomischen Gegebenheiten der entwickelten Industrieländer als auch in theoretischen Zusammenhängen – besonders in positivistischen Denktraditionen – kräftige Wurzeln hat.

Eine Entsprechung findet diese Haltung – vor allem seit etwa den sechziger Jahren – in der periodischen Verkündung eines „Endes aller Ideologie" bzw. des Anbruchs eines „nachideologischen Zeitalters". Eine Behauptung, die sich auch davon nicht beeindrucken läßt, daß sie mit der gleichen Regelmäßigkeit, mit der sie erhoben wird, eine Widerlegung findet – in Gestalt einer deutlichen Renaissance von Ideologie, in welchem Gewand auch immer.

2. Einen beträchtlichen Einfluß in den Geisteswissenschaften, in Teilen des Feuilletons bzw. im kulturellen Leben überhaupt üben die ideologiekritischen Positionen Adornos und Horkheimers aus. Auch aus dieser Sicht wird Ideologie prinzipiell als falsches Bewußtsein gewertet. Aber erstens auf realistisch differenzierende Weise. Adornos Bestimmung des Wesens von Ideologie als „Verschränkung des Wahren und Unwahren"[8] könnte nachgerade als Nachwort zu einschlägigen Analysen von Marx und Engels angesehen werden. Zweitens ist diese Frankfurter Ideologiekritik immer wieder rückbezogen auf die Kritik am gesellschaftlichen Ganzen des Kapitalismus bzw. der kapitalistischen Moderne. Zwar erhebt sie weder den Anspruch auf soziale Fundierung noch den auf eine historische Perspektive – das schmälert jedoch ihre Bedeutung keinesfalls. Im Gegenteil, nicht nur angesichts der tiefgreifenden Schwächung sozialistischer Positionen bedarf der Widerstand und Einspruch linksliberaler Gedanken gegen die konservative ideologische Hegemonie uneingeschränkter Würdigung und Unterstützung.

3. Im Rahmen dieses Szenariums kommt den (also unseren) eingangs vorgestellten ideologietheoretischen Positionen auf den ersten Blick und nach den Kriterien des Einflusses oder der Verbreitung eine hoffnungslose Minderheitenposition zu.

Das hängt zweifellos mit der Wirkung jener historisch-praktischen Faktoren zusammen, welche die derzeitige Dominanz des pejorativen Ideologieverständnisses bedingen. Ideologien entstehen und entfalten ihre größte Wirkung an geschichtlichen Wendepunkten, in relevanten Krisensituationen. Sie formieren sich, wenn gesellschaftliche Zustände in Bewegung geraten und das Reflektieren über sich selbst als Totalität auf die Tagesordnung setzen. Sie werden gebraucht, um anstehende Veränderungen zu befördern oder zu verhindern.

Diese historische Erfahrung liegt der Marxschen Forderung im Vorwort zur „Kritik der politischen Ökonomie" zugrunde, bei geschichtlichen Umwälzungen zu unterscheiden zwischen den Konflikten im Bereich des materiellen Lebens und den „juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz ideologischen Formen, worin sich die Menschen" dieser Konflikte „bewußt werden und sie ausfechten".[9] Das ist die wesentliche Funktion, die Existenzberechtigung von Ideologien im Geschichtsprozeß. Was wiederum zur Konsequenz hat, daß

die großen Zeiten bewegender Ideologien sich nicht beliebig abrufen lassen.

Andererseits sind – so wenig derzeit revolutionäre Umbrüche ins Haus stehen – epochale Antagonismen ungelöst und bestimmte, sie begleitende soziale und theoretische Positionen bei aller Modifikation nicht außer Kraft gesetzt. Ich halte es deshalb für wichtig, gerade aus einem solchen Anlaß wie unserem heutigen auch auf theoretische Kontinuitäten, auf übergreifende Linien aufmerksam zu machen, für die der Blick durch die unverzichtbaren Brüche und Negationen des letzten Jahrzehnts nicht verstellt werden sollte. Was das Konzept betrifft, Ideologien nicht schlechthin und pauschal als falsches Bewußtsein abzuqualifizieren, sondern als notwendiges Vehikel geschichtlichen Fortschreitens anzusehen, so kann aus den letzten eineinhalb Jahrzehnten auf Positionen oder Arbeiten von Hans Heinz Holz [10], Thomas Metscher[11], Georg Lukacs[12], Terry Eagleton[13], Uwe-Jens Heuer[14], Werner Seppmann (Schüler von Leo Kofler)[15] oder mir[16] verwiesen werden.

Dieses Konzept macht freilich nur Sinn, wenn die betreffenden gesellschaftlichen Verhältnisse und Widersprüche bzw. ihre geistigen Ausdrucksformen in ihren systematischen und historischen Zusammenhängen, also auf der Grundlage einer materialistischen Geschichtstheorie begriffen und benannt werden. Was allein es auch erst ermöglicht, gegebene Ideologien in ihrer jeweiligen Konkretheit, in ihrer Differenz zu fassen.

Besonders in dieser Hinsicht markiert das Spätwerk von Georg Lukács, die „Ontologie des gesellschaftlichen Seins", einen bedenkenswerten theoretischen Fortschritt. Durch die Unterscheidung zweier Aspekte beim Herangehen an das Objekt „Ideologie" gelingt es ihm, die Trennung, die unvermittelte Gegenüberstellung einer funktionalen und einer gnoseologischen Bestimmung von Ideologie zu überwinden, die der Ideologietheorie so oft das Leben schwer macht. Es ist kein Widerspruch, Ideologie ihrem Wesen nach als eine spezifisch wirkende gesellschaftliche Macht anzusehen, unabhängig davon, ob sie diese Wirkung über falsche oder richtige Vorstellungen realisiert, und in einem zweiten Schritt eben diese erkenntnistheoretische Frage in den Mittelpunkt zu stellen. Daß beispielsweise in revolutionären Bewegungen oder Phasen der Geschichte illusionäre Vorstellungen eine tragende Rolle spielen, steht außer Zweifel. Welche Rolle dieser Charakter der betreffenden Vorstellungen im nachrevolutionären Lebensvollzug, bei der praktischen Konstruktion der betreffenden Gesellschaft spielt, steht auf einem gänzlich anderem Blatt.

Lukács demonstriert übrigens auch, daß ein in diesem Sinne funktionales Ideologieverständnis Ideologiekritik überhaupt nicht ausschließt. Im Gegenteil – ein auf das Kriterium der Wahrheit oder Falschheit eingeengter Ideologiebegriff begibt sich der Möglichkeiten umfassender Ideologiekritik.

Summa summarum. Es liegt mir fern, den hier vertretenen Ansatz als alleinseligmachenden Weg in der Ideologietheorie zu preisen. Allerdings scheint es fraglich, ob eine alternative oder emanzipatorische Bewegung auf Dauer lediglich mit Verdächtigung von Ideologie, mit Distanz und Abstinenz gegenüber diesem Phänomen, ohne geistige Gemeinsamkeit, ohne Koordination sozialer Erfahrung, ohne Übereinstimmung von Absichten, Zwecken und Zielen, ohne Koordination in Auseinandersetzungen auskommen kann, die immer und zu allen Zeiten auch ideologisch geführt werden.

Fußnoten

1 Vgl. Wolfgang Eichhorn I und Erich Hahn, Zur Theorie und Erforschung des sozialistischen Bewußtseins, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Jahrgang 15, Heft 8, 1967, S. 901ff.

2 Wolfgang Eichhorn, Wie ist Ethik als Wissenschaft möglich? Berlin 1965.

3 Helmut Seidel, Vom praktischen und theoretischen Verhältnis des Menschen zur Wirklichkeit, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Jahrgang 14, Heft 10, 1966, S. 1177ff.

4 Bemerkungen zur Interpretation des Ideologiebegriffs von Karl Marx, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe, 17. Jg. (1968) Heft 2, S. 167ff.

5 Peter Christian Ludz (Hrsg.), Soziologie und Marxismus in der Deutschen Demokratischen Republik, Band I, Neuwied und Berlin, 1972.

6 Ideologie, herausgegeben und eingeleitet von Kurt Lenk, Neuwied und Berlin, 3. Auflage, 1967.

7 Ideologie – Wissenschaft – Gesellschaft, herausgegeben von Hans-Joachim Lieber, Darmstadt 1976.

8 Theodor W. Adorno, Beitrag zur Ideologienlehre, in: Theodor W. Adorno, Soziologische Schriften I, Frankfurt am Main 1972, S. 465.

9 Karl Marx, Zur Kritik der Politischen Ökonomie, in: Karl Marx/ Friedrich Engels, Werke, Band 13, Berlin 1961, S. 9.

10 Hans Heinz Holz, Dialektik und Widerspiegelung, Köln 1983.

11 Thomas Metscher, Anmerkungen zum Ideologiebegriff des Marxismus und zum Ideologiebegriff des „Projekts Ideologietheorie", in: Marxismus – Ideologie – Politik, herausgegeben von Hans Heinz Holz u.a., Frankfurt 1984.

12 Georg Lukacs, Prolegomena. Zur Ontologie des gesellschaftlichen Seins. 2. Halbband, Darmstadt und Neuwied 1986.

13 Terry Eagleton, Idcologie. Eine Einführung. Stuttgart/Weimar 1993.
14 Uwe-Jens Heuer, Abschied von der Ideologie? in: Weltanschauung und Linke. Marxistisches Forum. Heft 2, Berlin 1995.
15 Werner Seppmann, „Alles ein einziger Nebel": Marxismus als Ideologiekritik, in: Marxistische Blätter, 2–97.
16 Erich Hahn, Reichweite und Grenze des Marxschen Ideologiekonzepts, in: Topos, Heft 13/14, 1999.

Gerhart Neuner

Fluch des unaufhaltsamen Fortschritts?
(Reflexionen über Dialektik der Aufklärung)

In der SLOTERDIJK-Debatte fiel das Wort „Die Kritische Theorie ist tot" (Die Kritische Theorie... 1999, S. 35). Von verschiedenen Seiten wurde dem heftig widersprochen, aber durchaus erörternswert ist die Frage, wie heutzutage ihre Vitalität beschaffen ist. Ihr sollen nachfolgend einige Reflexionen gewidmet werden, und zwar unter anthropologischen und erziehungswissenschaftlichen Gesichtspunkten.

1. Wandlungen der Kritischen Theorie

Die Kritische Theorie war bekanntlich Anfang der dreißiger Jahre unter der HEGELschen Devise ins Leben getreten, „die Zeit in Gedanken zu erfassen".

Üblicherweise werden *drei Etappen der Entwicklung dieser Theorie* unterschieden: die *erste*, die von den Schriften HORKHEIMERs wie „Die gegenwärtige Lage der Sozialphilosophie" oder „Die Aufgaben des Instituts für Sozialforschung" zu Beginn der dreißiger Jahre markiert wird, die *zweite*, charakterisiert durch den programmatischen Aufsatz HORKHEIMERs aus dem Jahre 1937 „Traditionelle und kritische Theorie", und schließlich die *dritte*, die mit der 1947 in Amsterdam veröffentlichten, von THEODOR W. ADORNO und MAX HORKHEIMER in der USA-Emigration verfaßten Buch „Dialektik der Aufklärung" einsetzte. Was in der alten Bundesrepublik als „Kritische Theorie" benannt und als solche verstanden wurde, bezog sich hauptsächlich auf die zweite und dritte Etappe (WEINGARTEN 1994, S. 57f.). Ursprünglich dem Marxismus nahe und dem „Interesse an der Aufhebung der Klassenherrschaft" verpflichtet, war sie zunehmend auf Distanz zu marxistischen und sozialistischen Ideen gegangen. Da die Arbeiterschaft weitgehend in den Nationalsozialismus integriert werden konnte, zerstoben die mit dieser verknüpften Hoffnungen. Den die kritische Theorie begründenden linken Intellektuellen war gleichsam das Subjekt der ins Auge gefaßten Revolution abhanden gekommen. Hinzu kamen die Erfahrungen des Faschismus, weiterer

theoretischer Studien in den USA und die sich vertiefende politische und mentale Differenz zum Kommunismus sowjetrussischer Prägung.

Über den „Doppelcharakter der Aufklärung" und die hieraus resultierenden *vernunftkritischen Akzente* reflektierten ADORNO und HORKHEIMER namentlich in dem erwähnten Werk „Dialektik der Aufklärung". Ihr nunmehriges Credo lautete: „Seit je hat die Aufklärung im umfassendsten Sinne fortschreitenden Denkens das Ziel verfolgt, von den Menschen die Furcht zu nehmen und sie als Herren einzusetzen. Aber die vollends aufgeklärte Erde strahlt im Zeichen triumphalen Unheils" (HORKHEIMER/ADORNO 1987, S. 25). MARXscher Geschichtsoptimismus war SCHOPENHAUERschem Pessimismus gewichen. Der alte HORKHEIMER postulierte in seinem Venedig-Vortrag von 1969, gleichsam in Analogie zur christlichen Erbsünde, alle Menschen sollten Schuld für die entsetzliche Vergangenheit empfinden und in der Sehnsucht verbunden sein, „daß Unrecht und Grausamkeit in der Welt nicht das Letzte seien, daß es ein 'Anderes' gibt, und diese Sehnsucht und der Begriff der Unendlichkeit, von der Religion entwickelt, müßten fortbestehen" (HORKHEIMER 1985, S. 343). Noch entschiedener verwarf ADORNO in seiner „Negativen Dialektik" jedes positive Menschenbild. Die Marxsche Konzeption des Humanismus werde zu einem Statischen herabgewürdigt, „wenn man sie positiv im Menschenwesen fundiert, anstatt sie kritisch an den von Menschen verschandelten und durch Menschen zu ändernden Verhältnissen aufgehen zu lassen" (ADORNO 1968, S. 93).

2. Siegeszug pessimistischer Anthropologie?

Vom marxschen Geschichtsoptimismus und von aufklärerischen Hoffnungen, die dem realsozialistischen „Experiment" zugrunde lagen, hatte sich Kritische Theorie weitgehend verabschiedet. Dem unaufhaltsamen Fortschritt, so HORKHEIMER, wohne ein Fluch inne, der jeden anthropologisch begründeten *Optimismus* obsolet mache. Das einzige, was angesichts von Massenkultur und gesellschaftlicher Manipulation sowie der Einbindung in Sozialrollen in einer „völlig verwalteten, automatisierten, großartig funktionierenden Gesellschaft" noch verbleibe, sei die Stärkung des *„autonomen Subjekts"*, obgleich dieses infolge der Kosten des unaufhaltsamen Fortschritts ebenfalls permanent gefährdet werde (HORKHEIMER 1985, S. 347). Von einer frühen, von revolutionärem Optimismus geprägten Phase herkommend, bewegte sich die Kritische Theorie

hin zu einer überaus pessimistischen Beurteilung von Wandlungsmöglichkeiten des „alten Adam". Die Hinwendung der Deutschen, darunter der Arbeiterschaft, zu Hitler und die stalinschen Prozesse in den dreißiger Jahren hatten dieses anthropologische Umdenken wesentlich mit befördert. STALIN gebrauchte gern die Metapher vom „Ingenieur der menschlichen Seele", und zugleich sind unter seiner Führung grausame Massenverbrechen verübt worden, die den Elogen vom „Menschen des neuen sozialistischen Zeitalters" Hohn sprachen. Die *„eingeschränkte Rezeption"* Kritischer Theorie nach dem Zweiten Weltkrieg war hiervon maßgeblich geprägt worden, die, so DIETRICH HOFFMANN, „im wesentlichen an Überlegungen von JÜRGEN HABERMAS anknüpfte, ADORNOs Schriften teilweise einbezog – und HORKHEIMER lediglich erwähnte" (HOFFMANN 1978, S. 26). Ursprünglich als Sozialtheorie konzipiert, verengte sich der Gesichtskreis der späten Kritische Theorie hauptsächlich auf die *„Kultursphäre"* sowie auf *Pädagogik und Erziehungswissenschaft*[1].

Die *optimistische Anthropologie*, die den ehrgeizigen, vom Marxismus inspirierten Welt- und Menschenveränderungsplänen zugrunde lag, ersetzte sie durch eine zutiefst *pessimistische anthropologische Grundkonstante*, wie sie der klassische THUKYDIDES unter dem Eindruck seiner Studien des Peloponnesischen Krieges begründet hatte. Nach der Niederlage gegen Sparta, so hatte er beobachtet, schlachteten sich die Griechen auf bestialische Weise wechselseitig ab, und Athen versank im Chaos. Das Hauptmotiv der Menschen sei das angeborene Bedürfnis, über andere zu herrschen, Macht zu erhalten und Macht zu erweitern. „Es waren schwere Leiden", so THUKYDIDES, „welche damit über die Städte hereinbrachen, Leiden, wie sie freilich in solchen Parteienkämpfen ja nach Umständen mehr oder weniger zu allen Zeiten vorgekommen sind und vorkommen werden, solange die menschliche Natur dieselbe bleibt" (THUKYDIDES 1917, S. 222). Schuld an alledem war „das Umsichgreifen der Mächtigen und die Leidenschaft, womit sie den Kampf um die Herrschaft führten" (S. 223). Dieser Herrschaftsstreben finde seine Grenzen stets nur an anderer, überlegener Macht. Die Natur des Menschen bleibe, wie sie ist, und es würde daher künftig, was geschehen sei, immer erneut geschehen. Namentlich das gemeine Volk, der Demos, werde von blinden Leidenschaften, von Unbeständigkeit und geringer Urteilsfähigkeit beherrscht, weshalb es ratsam sei, sich hauptsächlich an die Elite zu wenden.

Wenn man das Ende des Realsozialismus erlebt hat und heutzutage mit Niederlagenanalysen befaßt ist, fällt es schwer, THUKYDIDES zu widersprechen. Die versuchte sozialistische Alternative ist nicht allein an objektiven Umständen gescheitert, sondern auch am Verhalten von Menschen. Ehemalige „Super-Kommunisten" wechselten behende die Fronten, und mancherorts zerfleischen sie einander nicht weniger als die geschlagenen Athener. Aber auch die „Sieger der Geschichte" sind aus den Umbrüchen nicht ohne Blessuren hervorgegangen, darunter Anhänger der Kritischen Theorie. Bundesdeutsche Achtundsechziger, die grundstürzend die Verhältnisse zum Tanzen bringen wollten, so ist zu lesen, verteilen sich heutzutage nahezu über das ganze bundesdeutsche politische Spektrum (Die Verräter... 1999, S. 17ff.). Der neoliberale Marktfundamentalismus, dessen Grundtendenz im übrigen MARX und ENGELS zutreffend vorausgesagt haben, dominiert und schafft Realitäten, deren Wirken nicht voraussehbar ist. Die „neue Unübersichtlichkeit", von der HABERMAS seinerzeit gesprochen hat, ist noch unübersichtlicher geworden. Aber auch, was diesen Promotor der Frankfurter Schule betrifft, so kann man sich kaum noch an Zeiten erinnern, da dieser den historischen Materialismus „rekonstruieren" und die „Legitimationsprobleme des Spätkapitalismus" erforschen[2] wollte. Man könnte versucht sein, von einer *Gemeinsamkeit des Scheiterns* zu reden.

Hat also die *pessimistische Anthropologie*, zu der die Kritische Theorie tendierte, am Ende gesiegt? Müssen aufklärerische Hoffnungen, Menschen belehren, bilden, bessern zu können, endgültig verabschiedet werden? Für mich, der ich auf dem Felde der Bildung, der Pädagogik gewirkt habe und noch zu wirken versuche, ist dies aus zweierlei Gründen eine mich nachhaltig bewegende Frage. Zum einen konnte ich, der Idee, einen neuen, sozialistischen Menschen heranbilden zu können, verpflichtet, mit dem anthropologischen Pessimismus der Kritischen Theorie, mit ihrem hervorgekehrten Negativismus sowie nihilistischen Attitüden wenig anfangen. Den marxistisch oder marxistisch-leninistisch inspirierten anthropologischen Optimismus habe ich lange Zeit für gut begründet gehalten und fühle mich infolgedessen mitverantwortlich für manche Selbstgerechtigkeiten der Kritischen Theorie gegenüber. Erst in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre, als Krisenphänomene unübersehbar wurden, habe ich mit dazu beigetragen, freilich bei angeratener politischer Zurückhaltung, im DDR-spezifischen erziehungswissenschaftlichen Denken neue Akzente

zu setzen, darunter mit Kritischer Theorie korrespondierende. Das wird nachfolgend an drei Beispielen stichwortartig zu konkretisieren sein.

3. Optimistische anthropologische Prämissen und die Realität der Jugend

Die DDR-Erziehungswissenschaft, der marxistisch-leninistischen Geschichtshypothese, dem entsprechenden Gesellschaftsmodell sowie relevanten anthropologischen Prämissen verpflichtet, entfaltete das zugrunde gelegte Erziehungsverständnis vom *Ziel der Erziehung* her, dem Ideal eines „neuen Menschen des Sozialismus", der sich aktiv und bewußt in das gesellschaftliche Ganze einordnet und für eine revolutionäre Umgestaltung der Verhältnisse kämpft. Erziehung wurde gewissermaßen „von oben" her gedacht, und es dominierten *Führung und Einwirkung* auf den zu Erziehenden. Zwar war dessen eigene Aktivität im Rahmen eines erzieherischen Verhältnisses mitgedacht, aber innerhalb eines derartigen Denkmodells blieb er stets mehr Objekt, denn Subjekt. Die Realität einer selbstbewußten, kritischer werdenden Jugend zwang jedoch dazu, derartige Vorstellungen vom Erziehungsprozeß in der DDR-Pädagogik der siebziger und achtziger Jahre kritisch zu hinterfragen. Es sei, so ist zunächst, noch relativ zurückhaltend, formuliert worden, eine „neue Art der Zuwendung zur Jugend gefordert" (Theoretische und praktische Probleme...1973, S. 842). In der 4., bearbeiteten Auflage des DDR-Standard-Lehrbuchs „Pädagogik" wurde bereits unmißverständlicher formuliert: „Erziehung ist eine *zweiseitige* Angelegenheit zwischen Menschen. Sie ist Tätigkeit des Erziehers und der zu Erziehenden, Einwirkung und Gegenwirkung, Einwirkung und Mitwirkung". Sie setze *Kommunikation zwischen Erzieher und zu Erziehenden* voraus und schließe sie ein (Pädagogik 1983, S. 91/92). In Bezug auf den Unterricht stellte LOTHAR KLINGBERG fest, daß „Lehrende *und* Lernende Akteure, Subjekte eines gemeinsamen Prozesses" sein müssen, der bis zur „Mitkonstituierung des Unterrichtsinhalts durch den Schüler" gehen solle (KLINGBERG 1987, S. 12 und S. 28). Jüngere Wissenschaftler waren da noch weniger zurückhaltend, als sie beispielsweise, publiziert freilich in der DDR-Wendezeit, die Position formulierten, Ermöglichung von Persönlichkeitsentwicklung bleibe stets auf die grundlegende Antinomie des „notwendig mit erzieherischen Ambitionen und Zwecksetzungen verbundenen Führungsanspruchs einerseits und der relativen Autonomie der Persönlichkeit andererseits" zurückver-

wiesen (HOFMAN/TIEDTGE 1990, S. 139f.). All dies waren mehr oder minder vorsichtige Anklänge an Positionen kritischer Erziehungswissenschaft.

So findet sich ein Konspekt des 1971er Buches von KARL-HERMANN SCHÄFER und KLAUS SCHALLER „Kritische Erziehungswissenschaft und kommunikative Didaktik" bereits in meinem wissenschaftlichen Karteisystem dieser Jahre, versehen mit persönlichen Randnotizen. Obwohl ich nach wie vor auf ein Menschenbild nicht verzichten wollte, gab mir die Formulierung von SCHALLER zu denken, bei gesellschaftlichen Wandlungen im kommunikativen Prozeß gehe es nicht um die Anpassung an eine Idee, an ein abstraktes Menschenbild, sondern um Beteiligung an der vorwärts weisenden Kommunikation (SCHÄFER/SCHALLER 1973, S. 19ff.). Auch KLAUS MOLLENHAUER war mir damals bereits ein Begriff. Mit ihm meinte ich mich im Einklang zu befinden, wenn er formulierte: Erziehung müsse verstanden werden als kommunikatives Handeln, dessen Ziel eine Kommunikationsstruktur ist, die Fähigkeiten zum Diskurs fördert und damit kritische Beteiligung am „praktischen" Fortschritt (MOLLENHAUER 1972, S. 68). In meinem letzten DDR-Buch „Allgemeinbildung", so ist nachzulesen, wurde der „Vermittlungspädagogik" eine Absage erteilt, und es dominierten Ideen vom pädagogischen Feld, von pädagogischen Situationen sowie von der Dynamik pädagogischer Prozesse (NEUNER 1989, S. 338ff.). Gleichwohl kritisierte ich an der kommunikativen Pädagogik, sie teile mit der Reformpädagogik die Illusion, über erzieherische Kommunikation und emanzipatorische Praktiken die kapitalistische Gesellschaft ändern zu können (S. 331), und ich stehe auch heute zu dieser Kritik. Die nahezu gläubige Hinwendung zu kritischer Erziehungswissenschaft und zu reformpädagogischen Theorien in der Wendezeit, gleichsam wie zu einer neuen Heilslehre, war jedenfalls meine Sache nicht.

4. Schonungslose Selbst- und Ideologiekritik

Eine weitere Kernthese kritischer Theorie lautet, für jede strenge Wissenschaft solle der Anspruch gelten, sie müsse, um wahr zu sein, sich stets kritisch zu sich selbst und zu der Gesellschaft verhalten, die sie produziert. Eine selbstzufriedene und selbstgenügsame „Es-ist-erreicht-Mentalität" war dieser Denkschule fremd. Der reale Sozialismus jedoch sündigte besonders auf diesem Felde, und die kritische Theorie hat dies mit Recht

aufgespießt. Gerade in Phasen relativer Prosperität des „realen Sozialismus", wie er später genannt wurde, wäre eine *schonungslose Selbst- und Ideologiekritik* unverzichtbar gewesen. Demgegenüber gab es in seiner Geschichte stets Tabu-Themen, die der Kritik entzogen waren, auch solche der Theorie. Das galt, um nur wenige Exempel zu nennen, für die marxistische resp. marxistisch-leninistische Geschichtsphilosophie, für die Idealisierung und Mystifizierung der Arbeiterklasse, für die Lehre von der historischen Mission des Proletariats, für das leninistische Parteiverständnis, für die Theorie vom Sozialismus und Kommunismus. Als für die Erziehungswissenschaft besonders relevante Tabus galten die dem sozialistischen Menschenbild zugrunde liegende „normative Anthropologie" (NEUNER 1995, S. 141ff.), das Begabungs- und Differenzierungsproblem, das in der DDR-Geschichte mehrfach Gegenstand von Kontroversen war (NEUNER 1997, S. 261ff.), oder, Mitte der siebziger Jahre, die Frage sozialistische oder kommunistische Erziehung. Es existierten offiziell sanktionierte Sprachregelungen, die zu ignorieren zwar nicht mehr lebensgefährlich war, wie in der Sowjetunion unter Stalin, aber mehr oder minder schwerwiegende Sanktionen und Unannehmlichkeiten mußten stets einkalkuliert werden. Für zur DDR Stehende, auch für mich, hatte zudem das oft gebrauchte Argument etwas für sich, militärischer Denkweise und Sprachregelung entlehnt: Wenn man unter „Dauerbeschuß" (gemeint war aus westlicher Richtung) stehend, notwendige Veränderungen erreichen will, muß man die Kräfte konzentrieren und ebenso diszipliniert wie einheitlich handeln. Nachdem ich jedoch die „Negative Dialektik" gelesen hatte, mußte ich auf Grund eigener Erfahrungen im DDR-Wissenschaftsbetrieb mit Sprachregelungen und Tabu-Themen ADORNOs Diagnose zustimmen, der „praktische Sichtvermerk", der im offiziellen Marxismus-Leninismus aller Theorie abverlangt wurde, habe zu Dogmatisierung und Denkverboten geführt (ADORNO 1968, S. 144/145).

In der Bundesrepublik der sechziger und siebziger Jahre, der Hochzeit Kritischer Theorie in den Erziehungswissenschaften, haben Vertreter kritisch-theoretischen Denkens in einem solchen Sinne agieren können. So formulierte etwa WOLFGANG KLAFKI: „Erziehungswissenschaft im Sinne kritischer Theorie muß ...notwendigerweise zur permanenten Gesellschaftskritik werden und sich mit Gesellschaftskritik verbünden..." (KLAFKI 1976, S. 81). Bei HEINZ-JOCHEN GAMM las ich: Kritisch-materialistische Erziehungswissenschaft baue auf Lernprozesse, auf eman-

zipatorische Erfahrungen, auf politisches Bewußtsein und solidarisches Verhalten, um ein kritisches, gesellschaftsveränderndes Bewußtsein zu erzeugen (GAMM 1974, S. 98/99). Beeindruckt haben mich die kritischen Analysen von HEINZ-JOACHIM HEYDORN über den *Zusammenhang von Bildung und Herrschaft.* Bürgerliche Aufklärung und Pädagogik, die den Aufstieg der Menschheit erfassen wollten, seien noch ganz unverwirklicht. Mündigkeit müsse daher in einem „Aufstand von unten" als Überwindung des „Verhängtseins durch Herrschaft", als Befreiung des Bewußtseins durch Bildung" erkämpft werden (HEYDORN 1970, S. 331ff.). Noch schärfer formulierte GERNOT KONEFFKE: „Entgegen dem demokratischen Schein war das Bildungswesen nie weiter davon entfernt, die subjektiven Voraussetzungen zur humanen Überwindung des gesellschaftlichen Status quo zu vermitteln, d. h. die geplanten Lehr- und Lernprozesse demokratisch zu definieren" (KONEFFKE 1969, S. 418). THEODOR W. ADORNO schließlich geißelte in seiner „Theorie der Halbbildung" in Wendungen, die sich in unseren Tagen gleichfalls als überaus modern ausnehmen, den ideologisch konservierenden Gehalt des Bildungsbegriffs des gehobenen Mittelstandes. Dessen „Hypostasis des Geistes" und „Ohnmacht", die „gesellschaftlich anbefohlene Trennung von geistiger und körperlicher Arbeit" (ADORNO 1977, S. 96/97). Kulturindustrie und Massenmedien brächten „kollektive Wahnsysteme von Halbbildung und Kleinbürgertum" hervor, was zu dem Anachronismus führe, an der Bildung festhalten zu wollen, nachdem die Gesellschaft ihr längst die Basis entzogen habe (S. 121).

Darüber hinaus haben kritische Theoretiker, auf den knappen Exkurs über optimistische und pessimistische Anthropologie sei zurückverwiesen, Wichtiges geleistet, um gravierende anthropologische und psychologische Defizite des Marxismus auszugleichen, insbesondere durch die *Adaption der Psychoanalyse* SIGMUND FREUDs. Die disziplinierende Organisationsform des Menschen als soziales Wesen sei ebenso wie die „totalisierende", objektivierende, systembildende Vernunft zum Medium von Herrschaft geworden. Gefesselt durch die von HEGEL postulierte Dominanz des Objektiven, die „harte Arbeit gegen die bloße Subjektivität" voraussetze, habe die Menschheit sich Furchtbares antun müssen, und davon werde noch in jedem Kinde etwas wiederholt. Das sei real das Prinzip der Prügelpädagogik, die nicht erziehe, sondern zurückstaue, barbarisiere (ADORNO 1968, S. 328). Besonders im Umfeld der Studentenbewegung

war der wesentlich vom Marxismus beeinflußte materialistische Ansatz der kritischen Theorie durch die FREUDsche Psychoanalyse und Theorien seiner Nachfolger, wie SIEGFRIED BERNFELD und WILHELM REICH, sowie die amerikanische humanistische Psychologie geprägt worden. Radikalisierende, nicht selten von der traditionellen Reformpädagogik beeinflußte Theorien, wie antiautoritäre Erziehung oder Antipädagogik (BRAUNMÜHL 1975), sowie entsprechende Lebens- und Verkehrsformen, wie Wohnkommunen und Kinderläden, hatten Konjunktur, obwohl sie alsbald den Zenit ihres Einflusses überschritten. Auf sie zielte HEYDORNs Wort von einer „bildungslosen Linken", die in der Gefahr stehe, ähnlich wie die „totalisierende", instrumentelle Vernunft, nur unter anderen Vorzeichen, die Möglichkeit einzuschränken, Vernunft und Aufklärung zu erlangen (HEYDORN 1972, S. 18).

Kritische Erziehungswissenschaftler mischten sich in jenen Jahren aktiv in *Schul- und Bildungspolitik* ein, und sie scheuten hierbei vor dem apostrophierten „praktischen Sichtvermerk" nicht zurück. Lehrpläne, Richtlinien und Schulbücher wurden zu einem bevorzugten Anwendungsfeld von Ideologiekritik. In zahlreichen Untersuchungen führten sie den Nachweis, in der bürgerlichen Schule würden den Heranwachsenden politisch und ideologisch zurechtgestutzte Bildungsinhalte vermittelt. In Lese- und Sozialkundebüchern sei für die Behandlung von Mentalitäts- und Alltagsfragen „Mittelstandsideologie" die Folie, u. a. in Form konservativen Staats- und Klassendenkens oder traditioneller Frauen- und Kinderfeindlichkeit. In Geschichts- und Sozialkundebüchern dominierten bis in die siebziger Jahre hinein national-konservative Theorien der Geschichts- und Gesellschaftsbetrachtung. Auch was die seinerzeit aktuellen ROBINSOHNschen Curriculum-Modelle betraf, hätten Analysen ergeben, Bildung würde, begünstigt durch die staatlicherseits geförderte Ich-Schwäche der zu Bildenden, der Konservierung gegebener Gesellschaftszustände und Ideologien dienstbar gemacht. „Die ideologische Überhöhung von technokratischen Modellen für beliebige Interessen", so seinerzeit HERWIG BLANKERTZ, „ist heute nur noch als Korrumpierung denkbar" (BLANKERTZ 1975, S. 183). Auch bei MOLLENHAUER war zu lesen, es gelte, die ursprüngliche kritische Rationalität des Bildungsbegriffs wiederherzustellen (MOLLENHAUER 1970, S. 76).

Verglichen mit der radikalen bundesdeutschen Ideologiekritik hatte DDR-Erziehungswissenschaft deutliche Defizite aufzuweisen. Dafür gibt

es mehrere Ursachen, deren hauptsächliche *politische* waren, namentlich die weitgehende Identifizierung mit der versuchten Alternative zu dem in der Bundesrepublik herrschenden kapitalistischen System. *Theoretisch* relevant geworden sind desweiteren Wandlungen im marxistischen Ideologieverständnis. KARL MARX noch hatte Ideologie als „falsches Bewußtsein" definiert. Die Menschen würden sich der materiellen Ursachen für die Ausbeutungs- und Klassenverhältnisse nicht ohne weiteres bewußt, und zusätzlich erzeugten Ideologen Illusionen über die tatsächlichen Verhältnisse, indem sie diese „verhimmelten" und vernebelten. Es waren KAUTSKY und BERNSTEIN und später insbesondere LENIN, die einen *positiven Ideologiebegriff* in den sozialistischen Gebrauch einführten. Ideologie, als proletarische, als sozialistische Ideologie verstanden, war zu einer Mobilisierungsideologie für die erstarkende Sozialdemokratie und, nach der Revolution in Rußland, zur Beeinflussung des als zurückgeblieben charakterisierten Massenbewußtseins avanciert. STALIN hat dann vollends Ideologie in eine Art Ersatzreligion verwandelt, die in die Massen „hineingetragen" und, durch liturgische Momente gestützt, gewissermaßen von sozialistischen Kanzeln gepredigt werden sollte.

Über Wahrheit und Falschheit von Ideologie entschied die Parteiführung und später nur noch er allein, gleichsam als „Hohepriester sozialistischer Ideologie". Auch in sich als sozialistisch verstehenden Staaten, die später einer Art aufgeklärtem Neostalinismus anhingen, wie der DDR, sind die ideologischen Richtlinien stets von den Parteiführungen oder von dafür beauftragten Gremien festgelegt worden. Für die politische Massenpropaganda, für Medien und für das Hochschul- und Erziehungswesen galt dies in besonderem Maße.

In späteren DDR-Jahren, als „kritische Individualisierung" unter der Jugend mehr und mehr Fuß faßte und Krisenphänomene unübersehbar wurden, konnte diese Praxis gleichwohl etwas aufgelockert werden, freilich nicht so weitgehend, wie spätere Oppositionelle dies taten. In den Erziehungswissenschaften war bereits an der Wende von den sechziger zu den siebziger Jahren versucht worden, das *aufklärerische Moment von Ideologie* stärker ins Feld zu führen. Hierbei bezogen wir uns auf die unverfängliche Leninsche Formulierung, die Jugend solle den Kommunismus so studieren, daß er ihr als die „Summe der Schlußfolgerungen" bewußt wird, „die vom Standpunkt der modernen Bildung unabweisbar sind" (LENIN 1948, S. 786). Politische und ideologische Sachverhalte sollten, so

der Klartext, entgegen der geforderten vorbehaltlosen Parteilichkeit problematisiert und argumentiert werden dürfen. Ideologisches dürfe demzufolge nicht an den fachlichen Stoff angehängt oder krampfhaft in diesen hineininterpretiert werden. Es solle nur dort Unterrichtsgegenstand werden, wo es, ohne diesen zu vergewaltigen, aus fachlicher Logik „herauskristallisiert" werden könne (NEUNER 1973, S. 232). Später gingen wir bei der Akzentuierung aufklärerischer Akzente noch einen Schritt weiter, indem wir forderten, das Verhältnis von Ideologie und Wissenschaft dürfe nicht als eine Einbahnstraße von dieser zu jener begriffen werden. Stalinsche Ideologisierungen, die sich über moderne wissenschaftliche Erkenntnisse hinwegsetzten, wie am Beispiel von Biologie und Kybernetik demonstriert, haben Wissenschaft und Gesellschaft immensen Schaden zugefügt (NEUNER 1989, S. 87/88). Auch die negativistische Haltung zur FREUDschen Psychoanalyse ist in den achtziger Jahren revidiert worden. In Relation zu bundesdeutscher Ideologiekritik waren dies höchst bescheidene, unter seinerzeitigen DDR-Bedingungen nicht zu unterschätzende Ansätze, und sie tendierten dahin, relevante Denkansätze der Kritischen Theorie aufzugreifen. Zu keiner Zeit jedoch sind wir so weit gegangen, das „Wissenschaftsverständnis des Marxismus bzw. des Marxismus-Leninismus" insgesamt kritisch zu hinterfragen. Der Anspruch, allein über die Kenntnis der Gesetze der Geschichte zu verfügen, die Welt erklären und menschliches Verhalten in allen Lebensbereichen steuern zu können, hätte, aus der Rückschau gesehen, das Hauptthema von Ideologiekritik sein müssen. ADORNOs Feststellung ist in unseren Tagen hochaktuell, rationale Aufklärung habe zwar Grenzen, könne aber eine „gewisse Gegeninstanz" sein, namentlich in einem Klima des wiedererwachenden Nationalismus (ADORNO 1970, S. 108/109).

5. Weitgehende Parallelitäten?

DDR-Erziehungswissenschaft ist nach meiner Kenntnis der bundesdeutschen *Aktions- und Handlungsforschung* am nächsten gekommen, die sich im Rahmen der kritischen Theorie konstruktiv um die Ermöglichung alternativer Praxis bemühte. Claussen stellte fest, lange Zeit habe trotz einer starken Expansion der Erziehungswissenschaft das Wissen um das konkrete Wesen der Erziehung nicht sonderlich zugenommen. Die Distanz zur Realität des Pädagogischen blieb groß, und außerdem habe sich pädagogisches Wissen in einer Fülle von hochspeziellen Detailuntersuchungen

parzelliert (CLAUSSEN 1979, S. 82). Die DDR-Diskussion um „konstruktive Synthese" ging von einer bis ins einzelne vergleichbaren Diagnose aus. Vorhandenes, ins einzelne gehendes Wissen werde nicht konstruktiv, bezogen auf Praxis- und Handlungserfordernisse, synthetisiert. Deshalb beobachteten wir mit großer Aufmerksamkeit das Bemühen von Wissenschaftlern, wie HEINZ MOSER, sich den Mühen im Praxisfeld nicht zu entziehen und im Rahmen der kritischen Theorie mit der *Aktionsforschung* so etwas wie einen Paradigmenwechsel in den Erziehungswissenschaften einzuleiten. Während traditionelle Sozialforschung monologisch sei, müsse Aktionsforschung dialogisch praktiziert werden (MOSER 1975, S. 9). Die Betroffenen, also Lehrer wie Schüler, müßten Handlungsperspektiven mit erarbeiten und hierbei solidarisches Handeln erfahren (S. 169). In meinem Konspekt des Buches „Aktionsforschung als kritische Theorie der Sozialwissenschaften" habe ich seinerzeit rot unterstrichen, es sei für uns eine annehmbare These, die Situation müsse als Wissenschaft aufgeklärt und als Praxis verändert werden.

DIETRICH BENNERs Publikationen zur pädagogischen Handlungswissenschaft habe ich ebenfalls damals bereits zur Kenntnis genommen, wobei weniger interessierte, daß seine handlungswissenschaftlichen Arbeiten eine größere Nähe zu PETZELT und DERBOLAV erkennen ließen als zur originären kritischen Theorie. Erziehungswissenschaft müsse Erziehung nicht nur als theoretisch vorgegebenes, sondern als „praktisch aufgegebenes Erkenntnisobjekt" zu ihrem Gegenstand machen. Die Erziehungswirklichkeit repräsentiere sich als „praktische Handlungssituation", und erziehungswissenschaftliche Theorie müsse infolgedessen als „a priori Theorie experimentellen Handelns" angesehen werden (BENNER 1973, S. 327ff.). Als Exempel für unmittelbar praktisch wirksame Forschung wäre das unter Leitung von WOLFGANG KLAFKI stehende Projekt „Hessische Rahmenrichtlinien" zu nennen, mit dem das Ziel verfolgt wurde, emanzipatorische Pädagogik in konkrete Lehrplanentscheidungen umzusetzen. Die vorgelegten Resultate freilich blieben heftig umstritten, und auch ich habe sie, was beispielsweise den Literatur- und Sprachunterricht betraf, kritisch beurteilt. Das Projekt war schließlich durch eine Intervention des Kultusministers den Erziehungswissenschaftlern aus der Hand genommen worden. Auf dem konfliktreichen Handlungsfeld Lehrpläne und andere curriculare Materialen hat auch DDR-Pädagogik mancherlei vergleichbare Erfahrungen machen müssen. Im deutschen Osten jedoch

existierte ein hochdifferenziertes System von Zentren für die Evaluation curricularer Dokumente, von Experimentier-, Forschungs- und Basisschulen sowie Basiskreisen, in denen Wissenschaftler gemeinsam mit Lehrern sowie unter Einbeziehung von Schülern und Eltern, in den polytechnischen Forschungszentren darüber hinaus gemeinsam mit Arbeitern und Ingenieuren, sich praxisnaher Aktions- und Handlungsforschung widmeten[3].

Promotoren kritischer Theorie zuckten gleichwohl nicht selten vor Handlungsforschung zurück, weil sie es für notwendig hielten, die Selbständigkeit der Theorie gegenüber der Praxis zu wahren. Sie nahmen deswegen bewußt in Kauf, nicht zur Praxis zu kommen (HOFFMANN 1978, S. 34). ADORNO habe darauf verwiesen, die Philosophen hätten bisher „bloß" interpretiert, es käme aber darauf an, die Welt zu verändern. Diese Marx-These könne aber nicht bedeuten, sie ohne Interpretation zu verändern (S. 35). Insoweit dies in einen unendlichen Reflexionsprozeß ideologiekritischer Subjektivität mündete, konnten sich Erziehungswissenschaftler auf elegante Weise von *eingreifenden Stellungnahmen und Aktivitäten der erzieherischen Praxis* gegenüber entpflichtet fühlen. Hieraus resultierte schließlich die auffällige Ohnmacht kritischer Theorie, „positive Orientierungen" zu vermitteln (Bilanz der Paradigmendiskussion 1990, S. 83). DDR-Erziehungswissenschaftlern hingegen stand praxisnahe Aktions- und Handlungsforschung stets näher als jene Theorie, deren hochanspruchsvolle Reflexionen den praktisch tätigen Erzieher mit seinen Problemen kaum erreichten. Deshalb fanden wir auch kaum Zugang zu der im Anschluß an ADORNOs „Negative Dialektik" entwickelten „Negativen Pädagogik" (GRUSCHKA 1994). Erziehung lediglich als Negativum zu sehen, schien uns ein Paradoxon zu sein. ANDREAS GRUSCHKA explizierte diese Position im Hinblick auf die bürgerliche Gesellschaft und gleichermaßen die verblichene DDR-Gesellschaft[4]. Ist überhaupt, so muß man fragen, in der Realität dieser Welt eine Gesellschaft denkbar, in der Erziehung mehr sein kann als ein Nullsummen-Spiel?

6. Verurteilt zu völliger Machtlosigkeit?

Obwohl ich nicht in Abrede stelle, daß der Realsozialismus anthropologische Realitäten mißachtet und die Menschen überfordert hat, fällt es mir schwer, mich damit abfinden zu sollen, Aufklärung und Bildung „müßten" zu totaler Machtlosigkeit verurteilt sein. DIETRICH HOFFMANN,

der 1978 eine bemerkenswerte Schrift über die Kritische Erziehungswissenschaft verfaßt hatte, jetzt Mitglied unserer Sozietät, warnt vor „pädagogischen Idealismus", der „vor dem Gericht der politischen Realitäten des 20. Jahrhunderts" nicht bestanden habe. Erkenntnisskeptische Philosophien, wie etwa die Postmoderne oder der radikale Konstruktivismus, laufen auf eine vergleichbare Quintessenz hinaus. An den gesellschaftlichen und menschlichen Realitäten gescheiterte Utopien seien mit verantwortlich für Irrtümer und Verbrechen des zu Ende gegangenen Jahrhunderts (Thema: Pädagogische Utopie, 1992, S. 525ff.). Dem Unternehmen, der kritischen Erziehungswissenschaft eine „zweite Chance" zu geben, ist ebenfalls entgegengehalten worden: „Während man über die Effekte der sozialistischen Versprechen durch die jüngere Vergangenheit ausgiebig belehrt wurde, steht das für die theoretische Praxis der Erziehungswissenschaft anscheinend noch aus" (TENORTH 1999, S. 161).

Eine pessimistische Anthropologie muß jedoch nicht notwendigerweise negative Resultate nach sich ziehen, und eine optimistische nicht positive. Es kann, wie Erfahrungen lehren, genau umgekehrt sein. Die konkreten *sozial-ökonomischen und mentalen Bedingungen* erweisen sich als Brechungsfaktor, der Positives in Negatives und umgekehrt transformieren kann. Ich will diese Dialektik an zwei Beispielen veranschaulichen. LENINs Hoffnungen auf das Rätesystem und eine breit entfaltete Basisdemokratie nach der Oktoberrevolution, in der die sprichwörtliche Köchin den Staat regieren könne und solle, war gespeist vom Glauben an die „heilende Kraft" des russischen Arbeiters, wie andererseits die Narodniki alle Hoffnungen in den unverdorbenen russischen Bauern setzten. Beide würden, so die Revolution dafür die notwendigen Freiräume schaffe, die in diesem riesigen Land schlummernde Potentiale zur wundervollen Entfaltung bringen. GORBATSCHOWs Perestroika war in vergleichbaren Illusionen befangen. Die Realität ist, wie wir mittlerweile besser wissen, wesentlich komplizierter gewesen. Nicht nur Bürgerkrieg und Intervention haben noch unter LENIN zu Kriegskommunismus, zu Polemiken gegen „falsche Sentimentalität", zu zentralistischer, machtfixierter Politik und zu massiver Ideologisierung von oben geführt, auch die chaotischen Verhältnisse im Lande, denen ein idealisch gedachtes Rätesystem nicht gewachsen war, haben eine Rolle gespielt (HILDERMEIER 1999, S. 144). Eine kaum vermeidbare Folge war die harte Hand STALINs, wenngleich strittig ist, ob sie den willkürlichen und verbrecherischen Massenterror einschließen *mußte*.

Ich will ein zweites Exempel für diese tödliche Dialektik anführen. Mittlerweile ist kaum noch umstritten, der „Knick in der DDR-Biographie" setzte etwa Mitte der siebziger Jahre ein. HONECKERs optimistisches Programm der Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik basierte auf der Hoffnung, „unsere Menschen" würden die Sozialmaßnahmen und „sozialen Geschenke" durch Treue zur DDR, ein höheres Staatsbewußtsein und größere Arbeitsleistungen honorieren. Die Reife der Menschen sei so gewachsen, daß der Kommunismus greifbare Zukunft geworden sei, weshalb im Bildungswesen kommunistische Erziehung auf die Tagesordnung gesetzt wurde, eine „Familienentscheidung" im übrigen, entgegen allen kritischen Einwänden machtpolitisch durchgepaukt. Während die kommunistische Rhetorik in der Politik insgesamt, in den Medien wie in Jugend- und Bildungspolitik hohe Wellen schlug – „Wir Kommunisten", die Hoch-Hoch-Rufe, die Paraden, die Klatschorgien, die Uniformen, die Weihen, alles im übrigen Relikte aus der Weimarer Zeit, und nicht nur der kommunistischen Bewegung, nahmen die Zuwachsraten in der Ökonomie rapide ab, die hemmungslose Auslandsverschuldung hingegen zu. Signale über die Abwendung der Jugend vom DDR-Staat wurden „von oben" ignoriert oder administrativ unterdrückt. Zwischen Bevölkerung und Staat öffnete sich die Schere immer weiter, bis sie schließlich, mit aktiver Mithilfe von außen, das Ende der DDR herbeiführte.

Mir ist bewußt, dies sind nicht mehr als Andeutungen, die lediglich demonstrieren sollen, daß Fixierungen auf eine optimistische oder eine pessimistische Anthropologie, für sich genommen, nicht mehr als Prognosen, Wünsche, Hoffnungen sind. Wie sich die Realität schließlich gestaltet, hängt von *objektiven* und *subjektiven Faktoren* ab, von dem gegebenen und sich zuweilen schnell wandelnden *Möglichkeitsfeld*, das durch *aktives Handeln* erschlossen werden muß. Im Grunde waren und sind sie Vorgriffe auf die Realität, die aufklärerischen, vom Marxismus konkretisierten Theorien zur Welt- und Menschenveränderung ebenso wie die pessimistischen Prognosen, von denen sich die späte Kritische Theorie leiten ließ. Sie reflektieren in spezifischer Weise die sozialen Verhältnisse und greifen über sie hinaus, als Hoffnung, als Glaube, als Wünsche, als Vorurteile, als Zweifel. Was die sozialistische Utopie betrifft, so scheint deren Scheitern heutzutage rundherum erwiesen zu sein. Aber ist die gegenteilige Attitüde nicht ebenfalls von Momenten eines „falschen Bewußtseins" erfüllt, die gegebene Welt brauche nicht verändert zu werden, weil sie

ohnehin die beste aller möglichen ist, oder „Laßt alle Hoffnungen fahren!"; denn das Unheil kommt sowieso über uns? Im Grunde enthalten beide Denkweisen, möglicherweise in unterschiedlichen Graduierungen, *Momente von Ideologie.*

Es mangelt im übrigen nicht an Beweisen, daß die gescheiterte sozialistische Alternative nichtsdestoweniger Wirkungen hinterlassen hat. Die These, die den Vereinigungsprozeß mit der größten Selbstverständlichkeit zugrunde gelegt wurde, die Ostdeutschen seien die „gleichen" Deutschen wie die Westdeutschen, hat sich als eklatante Fehlannahme erwiesen. Bereits 1992 kam PETER BENDER zu dem Schluß, viele, wahrscheinlich die meisten Ostdeutschen seien zu „unbewußten Sozialisten" mutiert (BENDER 1993, S. 28). Im Jahre Zehn der deutschen Vereinigung sind nach wie vor unterschiedliche politische und mentale Prägungen in Ost und West ein Thema. Die Ostdeutschen seien, so WOLFGANG ENGLER, aus einer, wie er sie nennt, „arbeiterlichen Gesellschaft" in die Einheit gekommen, und sie hätten ihre spezifischen Prägungen mitgebracht, die sich von jenen in der bürgerlich-kapitalistischen substantiell unterscheiden (ENGLER 1999, S. 175ff.). Namentlich die Industriearbeiter hätten ihr ganzes Leben mit Berufsarbeit verbunden, darüber hinaus aber auch andere Bevölkerungsgruppen. Die Frauen waren in diese arbeiterliche Gesellschaft integriert, sind unabhängig gewesen und bildeten ein spezifisches Selbstbewußtsein aus, das die Beziehungen in der Familie und zwischen den Geschlechtern prägte. Soziale Differenzen waren in dieser Arbeitsgesellschaft relativ gering. Keiner *mußte* etwas werden, um etwas zu sein, „denn alles, was er sein und werden konnte, war er bereits, ein anerkanntes Mitglied des Gemeinwesens" (S. 206). Das hatte, wie wir gleichfalls wissen, nicht nur positive, sondern auch negative Wirkungen, was beispielsweise das Leistungsprinzip anging. Auch im Hinblick auf Bildungs- und Schulfragen sind die *Differenzen zwischen Ost und West* seit der Vereinigung nicht kleiner, sondern größer geworden. So nimmt beispielsweise im Osten die Akzeptanz einheitsschulartiger Beschulungsformen weiter zu, während sie im Westen zurückgeht. Von 62 Prozent 1993 ist sie auf 71 im Jahre 1997 gestiegen, selbst bei Absolventen der DDR-Abiturschule, die, wie anderswo, höhere Bildungsabschlüsse für ihre Kinder bevorzugen (ISF-Umfrage 1998, S. 43 und 1996, S. 53). Bei internationalen und nationalen Leistungstests in den Fächern Mathematik, Naturwissenschaften und Deutsch erbringen noch derzeit die ostdeutschen

Schüler tendenziell deutlich bessere Leistungen als jene aus den alten Bundesländern, obwohl sie sich von Jahr zu Jahr den niedrigeren bundesdeutschen Standards immer weiter annähern (BAUMERT/KÖLLER 1998, S. 13).

Können also Bildung und Aufklärung in dem neoliberalen Mainstream überhaupt etwas bewirken? Die Geschichte, wie gesagt, selbst die des gescheiterten Realsozialismus, bestätigt diesen Pessimismus nicht. Gewiß, es existieren manipulative Gegenkräfte, darunter, so kürzlich PIERRE BOURDIEU, die Medien, die zu einem machtvollen Depolitisierungsfaktor geworden sind. Aber sie entfalteten ihre Wirkungen vor allem bei denjenigen Bevölkerungskreisen, „die bereits am meisten depolitisiert sind, also mehr bei den Frauen als bei den Männern, mehr bei denen mit niedriger Schulbildung als bei denen mit hoher, mehr bei den Armen als bei den Reichen" (BOURDIEU 1999, S. 107). Aufklärung und Bildung können nicht alles bewirken, aber sie sind mitnichten chancenlos.

Fußnoten

1 In der DDR war die Unterscheidung zwischen Erziehungswissenschaft und Pädagogik nicht üblich. Der Terminus „Pädagogik" bezog sich sowohl auf Grundlagenforschung als auch auf angewandte Disziplinen.

2 Für manche der „heißen Themen" scheint im Unterschied zu früher zu gelten „Weise schweigt der Philosoph" (KLENNER 1999, S. 18). Erstaunt mußte man ferner lesen, auch HABERMAS rechtfertigte, einen in späterer Zukunft vielleicht möglich werdenden weltbürgerlichen Rechtsstaat ins Feld führend, in mehrfach verschachtelter Argumentation den unter Umgehung der Vereinten Nationen geführten Krieg gegen Serbien.

3 Neben der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften war namentlich die Berliner Humboldt-Universität ein Zentrum theoretischer und praktischer Aktions- und Handlungsforschung.

4 Derartige Antinomien vermeinte er in der bundesdeutschen Pädagogik ebenso zu entdecken wie in der von MARGOT HONECKER auf den letzten Pädagogen-Kongress der DDR propagierten (GRUSCHKA 1992, S. 588).

Literatur

ADORNO, W. TH.: Negative Dialektik. Frankfurt am Main 1968

ADORNO, W. TH.: Erziehung nach Auschwitz. In: TH. W. ADORNO: Erziehung zur Mündigkeit. Vorträge und Gespräche mit HELLMUT BECKER 1959–1969. Frankfurt am Main 1970, S. 92–109

BAUMERT, J./KÖLLER, O.: Nationale und internationale Schulleistungsstudien. Was können sie leisten, wo sind ihre Grenzen? In: Pädagogik 50 (1998) 6, S. 12–18

BENNER, D.: Hauptströmungen der Erziehungswissenschaft. Eine Systematik traditioneller und moderner Theorien. München 1973

BENDER, B.: Unsere Erbschaft. Was war die DDR – was bleibt von ihr? Hamburg 1993

Bilanz der Paradigmendiskussion. Symposion 1 (D. BENNER/HERRMANN/E. KÖNIG / J. OELKERS/ H. PEUKERT/J. RUHLOFF/A. SCHÄFER/H.-E. TENORTH/P. VOGEL). Zeitschrift für Pädagogik. 25. Beiheft. Weinheim und Basel 1990, S. 71–92

BLANKERTZ, H.: Theorien und Modelle der Didaktik. 1975

BOURDIEU, P.: Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstandes gegen die neoliberale Invasion. Frankfurt am Main 1999

BRAUNMÜHL, E. von: Antipädagogik. Studien zur Abschaffung von Erziehung. Weinheim und Basel 1975

CLAUSSEN, B.: Die Positionen der Kritischen Pädagogik im Positivismusstreit. In: W. BÜTTEMEYER/B. MÖLLER (Hrsg.): Der Positivismusstreit in der deutschen Erziehungswissenschaft. München 1979, S. 70–93

Die Kritische Theorie ist tot. PETER SLOTERDIJK schreibt an THOMAS ASSHEUER und JÜRGEN HABERMAS. In: Die Zeit, Nr. 37, vom 9. September 1999, S. 35/36

Die Verräter sind unter uns. Von J. LAU. In: Die Zeit, Nr. 17, vom 22. April 1999, S. 17ff.

DUBIEL, H.: Die Zeit in Gedanken erfaßt. Entwicklungsstufen kritischer Theorie. In: Frankfurter Rundschau, Nr. 151, vom 2. Juli 1994, S. ZB 3

ENGLER, W.: Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land. Berlin 1999

GAMM, H.-J.: Einführung in das Studium der Erziehungswissenschaft. München 1974

GRUSCHKA, A.: Negative Pädagogik. Einführung in die Pädagogik mit kritischer Theorie. Wetzlar 1994

HEYDORN, H.-J.: Über den Widerspruch von Bildung und Herrschaft. Frankfurt am Main 1970

HEYDORN, H.-J.: Zu einer Neufassung des Bildungsbegriffes. Frankfurt am Main 1972

HILDERMEIER, M.: Geschichte der Sowjetunion 1917–1991. Entstehung und Niedergang des ersten sozialistischen Staates. München 1998

HOFFMANN, D.: Kritische Erziehungswissenschaft. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1978

HOFMAN, J./TIEDTGE, M.: Thesen zur Erziehungsauffassung. Versuch einer Alternative. In: Aufbruch in die Zukunft. Junge Wissenschaftler zu Gesellschaft und Erziehung. Berlin 1990, S. 129ff.

ISF-Umfrage: Die Schule im Spiegelbild der öffentlichen Meinung. Ergebnisse der ISF-Repräsentativbefragung der bundesdeutschen Bevölkerung. In: Jahrbuch der Schulentwicklung. Daten, Beispiele und Perspektiven Band 9, 1996, S. 13–55; Band 10, 1998, S. 13–50

KLAFKI, W.: Aspekte kritisch-konstruktiver Erziehungswissenschaft. Weinheim 1976

KLENNER, H.: Weise schweigt der Philosoph. JÜRGEN HABERMAS über die Einbeziehung des Anderen. In: Neues Deutschland, vom 20./21. November 1999, S. 18

KLINGBERG, L.: Überlegungen zur Dialektik von Lehrer- und Schülertätigkeit im Unterricht der sozialistischen Schule. In: Potsdamer Forschungen. Reihe C, Heft 74/1987

KONEFFKE, G.: Integration und Subversion. Zur Funktion des Bildungswesens in der spätkapitalistischen Gesellschaft. In: Das Argument (11) 1969

Kritische Erziehungswissenschaft am Neubeginn?! Hrsgg. von H. SÜNKER und H.-H. KRÜGER. Frankfurt am Main 1999

LENIN, W. I.: Die Aufgaben der Jugendverbände. In: Ausgewählte Werke. Band II. Moskau 1947, S. 780–797

MOLLENHAUER, K.: Theorien zum Erziehungsprozeß. Zur Einführung in wissenschaftliche Fragestellungen. München 1972

MOSER, H.: Aktionsforschung als kritische Theorie der Sozialwissenschaften. München 1975

NEUNER, G.: Zur Theorie der sozialistischen Allgemeinbildung. Berlin 1973

NEUNER, G.: Allgemeinbildung. Konzeption – Inhalt – Prozeß. Berlin 1989

NEUNER, G.: „Anthropologische Wende" in der DDR-Pädagogik. In: D. HOFFMANN/ K. NEUMANN (Hrsg.): Erziehung und Erziehungswissenschaft in der BRD und der DDR. Band 2: Divergenzen und Konvergenzen (1965–1989). Weinheim 1995, S. 141–164

NEUNER, G.: Das Einheitsprinzip im DDR-Bildungswesen. In: Zeitschrift für Pädagogik 43 (1997) 2, S. 261–278

Pädagogisches Forum. In: Pädagogik 28 (1973) 9, S. 838–852

SCHÄFER, K.-H. /SCHALLER, K.: Kritische Erziehungswissenschaft und kommunikative Didaktik. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. Heidelberg 1973.

TENORTH, H.-E.: Die zweite Chance Oder: Über die Geltung von Kritikansprüchen „kritischer Erziehungswissenschaft". In: Kritische Erziehungswissenschaft am Neubeginn?! Hrsgg. von H: SÜNKER und H.-H. KRÜGER

Thema: Pädagogische Utopie. In: Zeitschrift für Pädagogik 38 (1992) 4, S. 525–598

Theoretische und praktische Probleme bei der Heranbildung sozialistischer Schülerpersönlichkeiten. Frankfurt am Main 1999, S. 135–161

THUKYDIDES: Geschichte des Peloponnesischen Krieges. Übertragen von Th Braun. Erster Teil. Leipzig 1917

WEINGARTEN, M.: Bemerkungen über Wissenschaft und Krise. In: Topos. Heft 4/1994

Johannes Irmscher (†)

Zur antiken Universalgeschichtskonzeption

Universalgeschichte konnte im Altertum nicht Weltgeschichte im modernen Sinne sein, sondern war bedingt und begrenzt durch das Ausmaß des dem Geschichtsschreiber zugänglichen geographischen Raumes. Der erste Versuch ist zweifelsohne mit Herodot (5. Jh. v. Chr.) verbunden, durch die wertende Unterscheidung von Griechen und Barbaren setzte er jedoch a priori eine Präponderanz des Griechentums. Dieser Präponderanz wurde mit der Bildung des Alexanderreiches und der auf seinem Territorium entstandenen Staaten der Boden entzogen.

Sie sollte die gesamte Ökumene, die „bewohnte" Welt, umfassen, und es fehlte nicht an Autoren, die sich an der neuen Aufgabe versuchten. Ihre Werke sind jedoch lediglich in Fragmenten erhalten und darum ihre Konzeptionen nur eingeschränkt faßbar. Bei anderen wie Ephoros von Kyme (2. Jh. v. Chr.) schlug indessen die hellenozentrische Sicht noch durch, was angesichts der gewichtigen Tradition nicht zu verwundern ist. Erst Polybios von Megalopolis (2. Jh. v. Chr.) vermochte die Verflechtung des gleichzeitigen historischen Geschehens in Griechenland und Asien, in Italien und Afrika zu erkennen und darzustellen. Es war sein Bestreben, nachdem er die vorangegangenen Ereignisse in einer Art Skizze behandelt hatte, von der 140. Olympiade (220–217) an die gegenseitige Durchdringung der verschiedenen historischen Schauplätze gewissermaßen organisch zu erfassen. Das Objekt seiner Geschichtsschreibung sind die Geschehnisse in der ganzen bewohnten Welt, die in ihrem in ihrer Verflochtenheit, begriffen werden. Der Vorzug dieser Form einer umfassenden Historiographie gegenüber der monographischen bestehe darin, daß sie weniger Gefahr laufe, das Augenmaß zu verlieren, Wichtiges und Unwichtiges nicht mehr zu unterscheiden.

Seine Art, Geschichte zu schreiben, bezeichnet Polybios als spröde Tatsachengeschichte für ernste Leser. Das Telos der Historie erblickte er in der römischen Weltherrschaft.

Ein ganz anderes Telos der Historie findet sich am Ausgang der Antike in der Geschichtskonzeption, die Aurelkius Augustinus (354–430) in

seiner Schrift vom Gottesstaat, „De civitate Die", entwarf. Das Werk war, obgleich in der einschlägigen Literatur nahezu regelmäßig unter dem Begriff Universalgeschichte subsumiert, in Wirklichkeit ein theologisches Konstrukt, das sich für seine religionsphilosophische Spekulation der historischen Exemplifikation bedient. Augustins Gedankenkomplex erwuchs aus dem zu seiner Zeit gängigen Vorwurf, das Christentum trage die Schuld am Niedergang des Römischen Reiches; angesichts der Einnahme Roms durch den Westgotenkönig Alarich im Jahre 410 schien dieser Vorwurf ausreichend begründet. Augustins Schrift, 22 Bücher umfassend, trug infolgedessen zuvörderst apologetischen Charakter. Der Verfasser rückte jedoch die vordem nicht selten platt rationale Apologetik in den mit geschichtsphilosophischen Kategorien behandelten welthistorischen Zusammenhang. Der Widerstreit des guten und bösen Prinzips verkörpert sich für den Autor in dem Kampfe der irdischen Civitas terrena mit der metaphysischen Civitas dei. Das irdische Reich sei mit dem Sündenfall in die Welt getreten und den irdischen Bedürfnissen, das Gottesreich hingegen ist das Reich der Sündlosigkeit, das am Ende der Tage den Sieg davontragen wird. Die Weltgeschichte kennzeichnet der Kampf zwischen Glauben und Unglauben, ihr Telos aber ist der Sieg des Glaubens.

Die „spröde Tatsachengeschichte" des Polybios war zur Metaphysik geworden.

Wolfgang Küttler

Der Formationsgedanke im Spätwerk von Karl Marx und die Perspektiven gesellschaftlichen Wandels

Die gegenwärtige Debatte um eine perspektivische Neuorientierung der Linken dreht sich auf allgemein theoretischem Felde in beträchtlichem Maße um die Frage nach dem Verhältnis von Kapitalismus und Moderne, hinter der sich das Problem der Transformationsrichtung nach dem Scheitern des aus dem revolutionären Entwurf von 1917 hervorgegangenen Sozialismus verbirgt. Beides wiederum ist auf das engste mit einem Thema verknüpft, das Wolfgang Eichhorn und mich seit langem beschäftigt und unsere Zusammenarbeit vor und nach der Zäsur von 1989/90 immer wieder angestachelt hat: den Perspektiven einer im Marxschen Sinne formationsgeschichtlich begründeten Gesellschaftstheorie, oder, objektiv gewendet, der Analyse von Alternativen künftiger Entwicklung in der Projektion des Marxschen Formationskonzepts.

Ich sehe darin ein wesentliches Anliegen einer kritischen Geschichtsphilosophie wie auch einer historischen Wissenschaft, die sich den Herausforderungen der gegenwärtigen Umwälzungen auf allen Gebieten des gesellschaftlichen und kulturellen Lebens stellt. Es dient besonders auch der Gegenkritik an den verbreiteten Versuchen, die Geschichtsauffassung von Marx als theoretischen Ansatz totzusagen und bestenfalls seine emanzipatorische Intention gegen soziale Ungleichheit und Entfremdung des Individuums in modernen kapitalistischen Gesellschaften gelten zu lassen.[1] Marx' Kapitalismus-Kritik und Transformationsperspektive verschwinden dann hinter einer historisch gestaltlosen „Modernisierung der Moderne". Dieses wiederholt betonend, haben wir getrennt[2] und gemeinsam[3] mit allem Nachdruck darauf hingewiesen, daß hier allerdings von seiten der Marxisten wirklich in vielem neu gedacht und neu angefangen werden muß, wie es Walter Markov in einem Interview für die inhaltlich eng verwandten Bereiche der Revolutionsgeschichte und Revolutionstheorie forderte.[4]

Vor allem ist das Systemkonfrontationsdenken nicht nur politisch, sondern auch in der geschichtstheoretischen Perspektive obsolet geworden.

Ich meine damit ganz allgemein ein gesamtgeschichtliches und perspektivisches Formationsdenken in den Koordinaten des revolutionären, koexistenziellen oder ins Epochale projizierten Entweder- Oder von Kapitalismus und Sozialismus. Dieses wurde bekanntlich im tatsächlichen Gegensatz der Blöcke und ihrer Gesellschaftssysteme insbesondere nach dem zweiten Weltkrieg zumindest für eine gewiß nicht unwichtige Periode neuester Geschichte entweder im Pro als real angesehen oder im Kontra als Gegenentwurf zur westlichen Gesellschaft ernstgenommen. Diese Denkweise hat auch unsere Lektüre von Marx bestimmt, und langezeit war es in der Tat plausibel, den Epochenverlauf nach dem zweiten Weltkrieg und, davon ausgehend, schon seit 1917 als nur etwas zeitversetztes Eintreffen der Marxschen Prognosen anzusehen.

Im folgenden soll nicht das ganze Thema nochmals vorgestellt werden, wie es im jetzt in erweiterter Form veröffentlichten Sozietätsvortrag vom April 1999 versucht wurde.[5] Ich greife vielmehr aus der Vielzahl der Probleme pars pro toto die universalgeschichtlichen Bemühungen im Marxschen Spätwerk heraus. Damit sollen – bisherige Publikationen[6] teils resümierend, teils ergänzend und zuspitzend – einige methodische und theoretische Konsequenzen erörtert werden, die sich für eine Anfang des 21. Jahrhunderts angemessene Lesart der „Formationsgeschichte" ergeben. Vor allem soll gezeigt werden, daß im Marxschen Entwurf eine allgemeinere und offenere Sichtweise steckt, als es der Systemgegensatz des 20. Jh. und die ihn reflektierende „marxistisch-leninistische Formationstheorie" suggerierten.

I

Mit Spätwerk von Marx meine ich die Periode nach der Epochenwende 1870/71, die mit dem deutsch-französischen Krieg, der Einigung Deutschlands im Kaiserreich und der Niederlage der Pariser Kommune eine neuartige Ausgangskonstellation von Formation und Revolution ergab. Marx' Frühwerk hatte im Zeichen der revolutionären Aufbruchstimmung des Vormärz gestanden; die Periode der Arbeit am Hauptwerk „Das Kapital" bis zum Erscheinen des ersten Bandes war von den Krisenerfahrungen und Folgeentwicklungen der europäischen Revolutionen 1848/49 und der eingangs des „Achtzehnten Brumaire" so plastisch artikulierten Überzeugung geprägt, die neue soziale Revolution sei bereits auf dem Wege. Nunmehr war es endgültig klar geworden, daß es in längeren Fristen und An-

läufen zu denken galt, wenn die aktuelle und künftige Formationsentwicklung als revolutionäre Transformation in dieser Richtung angesehen wurde.

Für die andernorts schon ausführlich vorgenommene Text- und Kontextanalyse der in den 1870er und 1880er Jahren von Marx und Engels vorgenommenen Modifikationen formations- und revolutionsgeschichtlichen bzw. -theoretischen Denkens[7] beschränke mich auf die Wiederholung einiger zum Verständnis notwendiger Kernpunkte, die selbst natürlich schon in früheren Debatten teilweise kontrovers diskutierte Textinterpretationen enthalten.

1. Die konkret historische Perspektive der „modernen" Formationsgeschichte wird im Hinblick auf die Entstehung und Ausprägung des Kapitalismus angesichts neuer Entwicklungen in Rußland, den USA, in West- und Mitteleuropa (besonders in Deutschland), aber auch durch die weltweite Expansion in den Kolonien wesentlich verstärkt und empirisch ausgeweitet. Dadurch eröffnen sich neue Zugänge zur Frage der Ausgangssituationen und Perspektiven der Expansion der kapitalistischen Gesellschaftsentwicklung innerhalb und besonders außerhalb Europas.

2. Eine neue Dimension erhält das Formationskonzept vor allem durch umfassende Studien zur Urgesellschaft aufgrund der Rezeption ethnologischer und vorgeschichtlicher Forschungsergebnisse (Bachofen, v. Maurer, Kovalevskij und Morgan[8]) wie auch neuer Untersuchungen der Verhältnisse in den britischen und niederländischen Kolonien .[9] Der damals von Marx konzipierte umfassende Ansatz einer universalen Formationsgeschichte wird am deutlichsten in den Entwürfen zu einem Brief an die russische Revolutionärin Vera Sassulitsch expliziert, wo es um historischen Ort und Perspektiven der russischen Dorfgemeinde in einer künftigen revolutionären Bewegung geht.[10] Marx ist zu einer Synthese seiner Forschungen, deren Resultate über diese Texte hinaus nur in sehr verstreuten Bemerkungen, Skizzen und Exzerpten angedeutet sind, nicht mehr gekommen. Engels faßte sie – eingeschränkt allerdings auf die mediterran-okzidentale Formationsgeschichte und daher später oft einseitig interpretiert[11] – im „Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats" zusammen.[12]

3. In der universalgeschichtlichen Projektion des Spätwerks wird auch der Platz der modernen kapitalistischen Produktionsweise modifiziert. Neben ihre theoretische Analyse als spezifisches ökonomisches System,

wie es sich im Musterfall England herausgebildet und dann auf dem Kontinent und in Nordamerika entwickelt hatte, tritt zunehmend der differenzierende Blick auf die Umstände der weltweiten, alle Kulturen erfassenden Umwälzung, die der expandierende Kapitalismus auslöst. Diese impliziert schon in der Phase der kolonialen Expansion und der Entstehung des Weltmarktes erstmals eine *globale* Ausdehnung der seit den ersten Hochkulturen *regional* bestehenden Beziehung von „Zentrum" und „Peripherie" – wohlverstanden nicht als geographische Konstante, sondern als historisch veränderliche Konstellation, die sowohl die Entwicklung der bürgerlich-kapitalistischen Produktionsweise als auch die sie begleitenden und schließlich transformierenden Revolutionen betrifft. [13]

4. Marx durchbricht damit die Sichtweise des Europazentrismus, ohne sich auf den Boden einer unhistorisch moralisierenden Anti-Kritik zu begeben. Denn die Feststellung der irreversiblen Ausbreitung der modernen industriekapitalistischen Produktionsweise und die Analyse der zu ihr hinführenden Entwicklungen impliziert beides: die realistische Akzeptanz eines unaufhaltsamen Umwälzungsprozesses einerseits und die radikale Kritik seiner ökonomischen, sozialen und kulturellen Konsequenzen andererseits. Nur eine Revolution im Zentrum – so die Botschaft an die russischen Revolutionäre – kann auch das historische Milieu dafür herstellen, daß in der Peripherie fortbestehende Formen archaischer Gemeindestrukturen zur Abkürzung dieses Umwälzungsprozesses genutzt werden. (MEW, 19, 242)

5. Perspektivisch projiziert Marx die historische Kritik von Privateigentums- und Klassenverhältnissen auf die seit dem Frühwerk explizierte Prognose eines modernen Kommunismus, der die in den Urgesellschaften enthaltene Möglichkeit eines kollektiven Gemeinwesens mit gemeinschaftlicher Verfügung über die notwendigen Existenzmittel auf höherer Stufenleiter wiederherstellt, nach Durchgang durch die klassenantagonistische Zivilisation und auf der Basis der vom Kapitalismus hervorgebrachten Produktivkraftentwicklung. Wie in den Vorreden zu den in dieser Zeit erschienenen Ausgaben des Kommunistischen Manifests dokumentiert, folgt aus den neuen Erkenntnissen nicht nur die Erweiterung der Formationsgeschichte durch die inhaltliche Bestimmung und Zuordnung der Urgesellschaft. Vielmehr implizieren sie auch eine neue historisch-kritische Begründung der Kommunismus-Prognose durch den Rekurs auf ein überall zu konstatierendes gemeinwirtschaftliches Anfangsstadium der Zivilisation. Der Kapitalismus erscheint als unmittelbare Übergangspha-

se an der zweiten Schnittstelle von Privat- und Gemeineigentumsgesellschaften, die Marx als moderne soziale Revolution schon des 19. Jahrhunderts charakterisiert hatte. (MEW, 8, 117f.)

II

Worum es aus heutiger Perspektive vor allem geht, ist genau dieser formationell übergreifende Transformationscharakter des als ständige Revolution aufgefaßten kapitalistischen Produktions- und Reproduktionsprozesses, nachdem er wieder und mehr denn je weltweite Herrschaft erlangt hat. Dafür enthält die vorstehend skizzierte Marxsche Argumentation vor allem zwei wesentliche Aspekte: das Konzept der *Formationsreihen von Gemeineigentums- und Privateigentumsgesellschaften* und die Frage nach der aktuellen Bedeutung *des inneren Dualismus von Gemeineigentum und Ansätzen privater Aneignung* in denjenigen Spätformen der Ackerbau- oder Territorialgemeinde, die sich bis in die Epoche des Kapitalismus erhalten haben.

Über die erste Frage nach den Formationsgrundtypen bzw. „Großformationen" oder „Formationsreihen" ist in den marxistischen Debatten hauptsächlich im Kontext der vorkapitalistischen Formationen viel diskutiert worden.[14] Perspektivisch wichtiger aber ist ihre gesamtgeschichtliche Bedeutung für das Formationskonzept generell. Marx' Ausgangsproblem ist die von Vera Sassulitsch gestellte Frage, ob die im „Kapital" explizierten Tendenzen der Kapitalismus-Genese, d. h. die Expropriation der Bauern und Handwerker als unmittelbare Eigner von Produktionsmitteln, in allen Regionen unvermeidlich sei. Er beantwortet diese Frage in allen drei Entwürfen und auch in der kurzen Fassung des schließlich abgeschickten Briefs, in der auf längere geschichtliche Exkurse überhaupt verzichtet wird, eindeutig mit nein, weil sich die fraglichen Passagen vor allem der französischen Ausgabe des ersten Bandes von „Das Kapital" ausdrücklich nur auf Westeuropas bezögen (384f., 390f., 401, 242f.). Sie beträfen dort *„die Verwandlung einer Form des Privateigentums in eine andere"*, während in Rußland ja erst einmal das Gemeineigentum in privates transformiert werden müsse. (401)

Dies wird in allgemein formationsgeschichtlicher Hinsicht mit einem Vergleich der Entwicklung der Urgesellschaften, an deren Ende die russische Ackerbaugemeinde als modernste Form steht, mit den zum modernen Kapitalismus in Westeuropa hinführenden Formationsprozessen be-

gründet. (398f.): Für erstere, deren Geschichte noch zu schreiben sei, gibt Marx nur einige Rahmenvorstellungen an: „Die archaische oder primäre Formation" enthalte „eine Reihe von Schichten verschiedenen Alters, von denen die eine über der anderen liegt" – an anderer Stelle verweist Marx explizit auf die sich hier anbietende Analogie zum geologischen Formationsbegriff (386) –, und sie „enthüllt uns ...eine Reihe verschiedener Typen, die verschiedene, aufeinanderfolgende Epochen kennzeichnen. Die russische Dorfgemeinde gehört zum jüngsten Typus dieser Kette," der Ackerbaugemeinde mit gemeinschaftlichem Landbesitz, aber privater Verfügung über Haus, Hof, Garten und die dazugehörigen Produktionsmittel. Sie unterscheidet sich dadurch vor allem von den älteren, auf Blutsverwandtschaft beruhenden Typen der Gentilordnung, d. h. von den voragrarischen Formen menschlicher Gemeinschaft. Im dritten Entwurf ist in kürzerer Form nicht von der „archaischen Formation der Gesellschaft", sondern zusammenfassend von „Urgemeinschaften" die Rede: „Ihre Gesamtheit bildet... eine Reihe von gesellschaftlichen Gruppierungen, die sich sowohl im Typus wie im Alter voneinander unterscheiden und die aufeinanderfolgende Entwicklungsphasen kennzeichnen." (402).

Gemeint ist somit nicht nur die Formationsentwicklung zwischen Hominisation und Zivilisation, die als urgesellschaftliche oder primäre Formation auf Basis der Gentilordnung und des Gemeineigentums an Produktionsmitteln charakterisiert wird. Vielmehr werden urgesellschaftliche Formen des Gemeinwesens auch als Schichtungen späterer Formationsprozesse untersucht, deren Existenz und Stabilität bzw. Auflösung Einfluß auf die Struktur vorkapitalistischer antagonistischer Klassengesellschaften hat.[15] In den ersten antagonistischen Hochkulturen verbinden sich im Übergang zur Privateigentumsordnung befindliche Spätformen der urgesellschaftlichen Territorialgemeinde („asiatische Produktionsweise") mit despotischer Herrschaft zu einer besonderen Formationsstufe. In den Kolonialreichen wie Indien[16] ebenso wie im zaristischen Rußland in Gestalt der russischen Obschtschina sind sie auch noch in der Neuzeit weit verbreitete Ausgangs- und Begleitumstände des weltweit vordringenden Kapitalismus.

Im Ergebnis der gesamtgeschichtlichen Integration der neuen Erkenntnisse über die Urgesellschaften erscheint die bisher im Vordergrund stehende mediterran-europäische Formationsgeschichte als – wenn auch weiterhin für die Vorgeschichte des Kapitalismus maßgeblicher – Son-

derfall des allgemeinen Formationsprozesses menschlicher Kultur und Gesellschaft. Die für diesen zutreffende Stufengliederung in asiatische, antike, feudale und modern bürgerliche Produktionsweisen (MEW, 13, S. 9) wird jetzt einer umfassenderen Gliederung des Formationsprozesses nach den großen übergreifenden Grundtypen bzw. Entwicklungsreihen von kollektiv organisierten Urgemeinschaften und antagonistischen Klassengesellschaften zugeordnet – erstere auf Basis des Gemeineigentums, letztere auf der Grundlage des Privateigentums an den Produktionsmitteln. Unterschieden werden danach Urgemeinschaften mit gentiler Struktur oder kollektivem Grundeigentum, patriarchalische Herrschafts- und Knechtschaftsverhältnisse mit individuellem oder kollektivem Privateigentum besonders an Grund und Boden (wobei später die Zuordnung der altorientalischen Gesellschaften, der Antike und des Feudalismus kontrovers diskutiert wurde[17]), kapitalistische und in der Prognose nach deren Überwindung modern kommunistische Gesellschaften.[18]

„Primär" und „sekundär" unterscheidet in dieser umfassenderen Gliederung Urgesellschaften und antagonistische Klassengesellschaften, wie eindeutig aus der Charakterisierung der jeweiligen Übergänge hervorgeht: die Ackerbaugemeinde „ist eine Übergangsphase zur sekundären Formation, also Übergang von der auf Gemeineigentum begründeten Gesellschaft zu der auf Privateigentum begründeten Gesellschaft. Die sekundäre Formation umfaßt, wohlverstanden, die Reihe der Gesellschaften, die auf Sklaverei, Leibeigenschaft beruhen." (404) Außerdem ist an anderer Stelle in Analogie zu geologischen Formationsbegriffen davon die Rede, daß es wie in den geologischen „auch in den historischen Formationen eine ganze Reihe von primären, sekundären, tertiären etc. Typen" gibt. (386)

Was nun den zweiten Aspekt der inneren Struktur der aus der primären Formation hervorgehenden Übergangsformen angeht, so interessiert uns hier besonders die Marxsche Zuordnung der damals zeitgenössischen Parallelität von archaischer Obschtschina und modernem Kapitalismus. In diesem historischen Kontext wird der Typus der russischen zunächst dem der germanischen Gemeinde am Ausgang der Antike gegenübergestellt, um den Gegensatz von Gemeineigentums- und Privateigentumsformen deutlich zu machen. Während die russische Obschtschina am Endpunkt der Formen mit dominantem Gemeineigentum am Grund und Boden steht, kennzeichnet die germanische – wie zuvor die griechische oder römische – Form den Übergang zur sekundären Formation der antago-

nistischen Privateigentumsgesellschaften, d. h. denjenigen Formationsprozessen, an deren Endpunkt der moderne Industriekapitalismus steht. Bei diesen ist „der Untergang des Gemeineigentums und die Entstehung der kapitalistischen Produktion durch eine riesige Zeitspanne voneinander getrennt, die eine ganze Reihe aufeinanderfolgender ökonomischer Revolutionen und Evolutionen umfaßt, von denen die kapitalistische Produktion nur die jüngste ist". (397). Sie hat einerseits die Produktivkräfte „hervorragend entwickelt", ist aber andererseits jetzt an ihre Entwicklungsschranke gekommen: „Die Völker, bei denen sie in Europa und in Amerika den größten Aufschwung genommen hat, streben nur danach, ihre Ketten zu sprengen, indem sie die kapitalistische Produktion durch die genossenschaftliche Produktion und das kapitalistische Eigentum durch eine *höhere* Form des archaischen Eigentumstyps, das heißt durch das kommunistische Eigentum ersetzen wollen." (397f.)

Marx sieht somit den Transformationsimpuls ihres Dualismus von Gemein- und Privateigentumstendenzen je nach „historischem Milieu" in *beiden* Richtungen. Daß das Szenarium des Übergangs von Urgemeinschaften zur antagonistischen sekundären Formation in allen Epochen seit den ersten Hochkulturen bestimmend war, braucht hier nicht näher begründet zu werden. Marx betont die in diesem historischen Milieu unvermeidliche Dominanz der Alternative klassenantagonistischer Auflösung auch als derzeit in Rußland selbst übermächtige Gefahr für die Obschtschina, die vom absolutistischen Staat und seiner Steuerschraube ebenso ausgeht wie von den von außen eindringenden Kapitalisten und den inneren Zersetzungstendenzen.

Daneben aber sieht er die Chance einer ganz neuartigen Entwicklung der Dorfgemeinde in Rußland: „Das Gemeineigentum an Grund und Boden bietet ihr die natürliche Basis der kollektiven Aneignung und ihr historisches Milieu, die Gleichzeitigkeit mit der kapitalistischen Produktion, bietet ihr fix und fertig dar die materiellen Bedingungen der in großem Maße organisierten kollektiven Arbeit. Sie kann sich also die von dem kapitalistischen System hervorgebrachten positiven Errungenschaften aneignen, ohne dessen Kaudinisches Joch durchschreiten zu müssen... Nachdem sie erst einmal in ihrer jetzigen Form in eine normale Lage versetzt worden ist" – gemeint ist hier eine siegreiche Bauernrevolution in Rußland – „kann sie der *unmittelbare Ausgangspunkt* des ökonomischen Systems werden, zu dem die moderne Gesellschaft tendiert, ohne mit ihrem Selbstmord zu beginnen." (405).

Einen zusätzlich günstigen Umstand sieht Marx nicht nur in der Koexistenz mit dem modernen Kapitalismus, darin also, daß die Obschtschina „auch jene Periode überdauert hat, als sich dieses Gesellschaftssystem noch intakt zeigte, sondern, daß sich dieses Gesellschaftssystem heute, in Westeuropa ebensogut wie in den Vereinigten Staaten, im Kampf befindet gegen die Wissenschaft, gegen die Volksmassen und gegen die Produktivkräfte, die es erzeugt. Mit einem Wort, sie findet den Kapitalismus in einer Krise, die erst mit seiner Abschaffung, mit der Rückkehr der modernen Gesellschaften zum 'archaischen Typus' des Gemeineigentums enden wird", wie es Morgan prognostiziert – vom Wort „archaisch" dürfe man sich nicht erschrecken lassen, da es sich um die Tendenz der modernen Gesellschaft auf ihren eigenen, nicht etwa den primär urgemeischaftlichen Grundlagen handele. (385f.)

Wie schon angedeutet, sieht Marx eine Parallelität der Übergangsmomente im Kapitalismus und in der Obschtschina. Während der Kapitalismus immer stärker zu neuen höheren Formen vergesellschafteter Produktion tendiert, droht der Dorfgemeinde im klassengesellschaftlichen Milieu die Gefahr, daß ihr Gemeineigentum sich in ein „Gemeindeanhängsel des Privateigentums" umwandelt. Auch die Funktion der Herrschaftsverhältnisse ist gewissermaßen seitenverkehrt: Im Kapitalismus erzwingt die fortbestehende sozialökonomische und politische Macht der herrschenden Klasse den Fortbestand der privaten Aneignungsweise; in der Dorfgemeinde wird die ökonomische Verdrängung des sozialstrukturell noch vorherrschenden Gemeineigentums durch die politische Macht von außen und innen beschleunigt. Die freisetzenden oder erhaltenden Gegenkräfte müssen beiderseits revolutionär sein: im Westen das Proletariat, in Rußland die Bauern.

Diese Umbruchssituation wird von Marx nicht nur diachron am Anfang und am Ende der sekundären Reihe gesehen, sondern auch synchron, für das 19. Jahrhundert, mit beiden Seiten der Formationsentwicklung in Verbindung gebracht. Der Kapitalismus und die bürgerliche Gesellschaft stehen am Ende der sekundären Reihe der ausgeprägten Privateigentumsformationen und zugleich an der Schwelle einer Vergesellschaftung, die auch das Kapitalverhältnis selbst tendenziell sprengt.

Die revolutionär freigesetzte archaische Form würde demgegenüber nicht mehr nur wie bisher ein Transformationselement zur sekundären Reihe, im gegebenen Fall zum Kapitalismus darstellen, sondern hätte die

Chance, im Milieu der neuen sozialen Revolution an deren Umwälzungsrichtung zu partizipieren. Der entwickelte westliche Kapitalismus erscheint als höchste Steigerung der sekundären Reihe, weil das Privateigentum sanktioniert bleibt, und zugleich als dynamischer, ständig aufs Neue revolutionierender Prozeß der Vergesellschaftung der Produktivkräfte, die den Kommunismus vorbereitet.[19]

Die Bedeutung dieser Textstellen liegt wohlverstanden nicht in der konkreten historischen Verbindung mit der russischen Obschtschina. Bekanntlich erwies sich deren hier erörterte Chance von beiden Seiten, in Rußland und international, als illusorisch. Es reicht auch nicht, auf die indirekte Wiederanknüpfung an den Gedanken, die Errungenschaften des modernsten Kapitalismus durch die revolutionäre Macht in einem rückständigen Lande zu nutzen, in Lenins Neuer Ökonomischer Politik hinzuweisen. Denn dann – auch im aktuellen Falle Chinas – wird das Denken immer noch vom Übergangsschema zu diesem im 20. Jahrhunderts real gewordenen Sozialismus oder seinen Nachfolgeentwicklungen geleitet.

Lenin entwickelte diesen epochalen Transformationsaspekt in seinem Konzept einer neuen weltgeschichtlichen Revolutionsepoche nach 1914/17, indem er das revolutionäre Rußland als Teilelement einer allgemeinen revolutionären Krise des Weltkapitalismus ansah, ebenfalls noch in der Hoffnung auf die Revolution im Zentrum und im Innern des Landes auf einen langfristigen Übergang in der NÖP. Stalins These vom „Sozialismus in einem Lande" reduzierte dann die epochale Chance auf die Sowjetunion; die Epochenvorstellungen nach dem XX. Parteitag gingen davon aus, daß sich im sozialistischen Lager bereits das neue Formationszentrum herausgebildet habe, auf das der weitere Fortschritt aller Länder zu beziehen sei.[20] Bis zuletzt, sogar noch in illusionärer Verknüpfung mit einer grundlegend neuen Haltung zum Westen im offiziellen Perestroikakonzept Gorbatschows[21], blieb diese Rahmenvorstellung unangetastet, bei allen Differenzierungen der Fristen, Formen und Möglichkeiten des neuen Formationswechsels.

Die gedankliche Basis bildete letztlich immer die Alternative *dieses* realen Sozialismus zum Kapitalismus/Imperialismus des Westens. Wie auch immer verändert und auf neuer Stufenleiter entwickelt, handelte es sich aber im Kern immer noch um das alte Problem von 1881: daß nämlich der auf russischen Voraussetzungen fußende Sozialismusversuch, wenn nicht der Formationswechsel auch in den kapitalistischen Zentren erfol-

gen würde, archaisch, peripher und im Hinblick auf die „Epoche sozialer Revolution", die Marx meinte, aussichtslos bleiben müßte. Da sich daran im Prinzip trotz aller Aufhol- und Wettbewerbserfolge des realen Sozialismus nichts änderte, trat schließlich die Marxsche Alternativprognose negativ genauso ein, wie er sie 1881 metaphorisch als vermeidbare Möglichkeit formulierte: Auch Rußland geht durch das „kaudinische Joch" des Kapitalismus, wie wir es derzeit erleben.

III

Heute nun besteht die Kernfrage des an Marx orientierten Formationsdenkens in der philosophischen Reflexion ebenso wie in der konkreten empirischen Gesellschaftsanalyse darin, wie dieser Gesamtvorgang zu beurteilen ist, wenn die Formationsperspektive des Sozialismus/Kommunismus jedenfalls in ihrer Subjektverknüpfung mit dem entwickelten Industrieproletariat oder später mit dem realsozialistischen System des 20. Jahrhunderts wegfällt. Wie zuvor gesagt, beherrschte sie das marxistische Denken im 20. Jahrhundert, was auch immer Verschiedenes unter Sozialismus und Kommunismus, unter Proletariat und proletarisch-sozialistischer Revolution verstanden wurde, eben in dieser Verbindung.

Nähme man die Marxsche Konzeption nur in dieser hier sogar nochmals akzentuierten und argumentativ erweiterten Projektion auf die proletarisch- modern kommunistische Revolutions- und Transformationsperspektive, so wäre gerade auch die Spätphase heute ganz und gar dem utopischen Überschuß zuzurechnen. Würde sich das Formationsdenken damit erschöpfen, hätte Gurjewitsch mit seiner pauschalen Absage wohl recht, daß es als praktikable Theorie vorläufig ausgedient habe.[22] Ebenso falsch wäre es aber, damit auf jede Perspektive einer Gesellschaft zu verzichten, die das Entwicklungsprinzip des Maximalprofits durch dasjenige einer gesellschaftlichen Entfaltung aller produktiven Kräfte der Menschheit und der einzelnen menschlichen Individuen zu ersetzen. Darin besteht der Kern jeder – auch einer noch so weitgehend kritischen- Anknüpfung an Marx.

Die gegenwärtigen Umwälzungen bestätigen mit der wieder globalen Herrschaft des Kapitalismus mehr denn je die Marxsche Diagnose und Kritik der von dieser geschaffenen Verhältnisse, die – damals nur tendenziell realisierbar – im 20. Jahrhundert und vor allem gegenwärtig in wichtigen Punkten erst eigentlich ihre reale Folie erhalten hat.[23] Andererseits hat das kapitalistische Gesellschaftssystem nach verheerenden Krisen

immer wieder neue Aufschwünge und innovative Umstrukturierungen erlebt. Nach einem revolutionären Jahrhundert mit antikapitalistischen Alternativen geht es heute überhaupt nur noch um Tansformationsprozesse in Gesellschaften und mit sozialen Subjekten, die das „kaudinische Joch" des Kapitalismus längst durchschritten haben oder neu auf sich nehmen. Dadurch scheint die Paradoxie unaufhebbar zu sein , daß sich der Kapitalismus auf immer höherer Stufenleiter fortentwickelt, obwohl gleichzeitig die von Marx diagnostizierten destruktiven Momente seiner Entwicklungsschranke nicht etwa verschwunden sind, sondern nach periodischen, meist von unten oder außen bzw. durch innere Strukturveränderungen erzwungenen Eindämmungen ebenfalls immer wieder neu und mächtiger denn je zuvor entbändigt werden. Diese bedrohen inzwischen über die unterschiedlichsten – die neuen ökologischen, klimatischen, demographischen, wissenschaftlich-technischen ebenso wie die alten sozialen, ökonomischen, politischen und militärischen – Katastrophentendenzen den Bestand der Zivilisation überhaupt. Neben die Möglichkeit umfassenden geschichtlichen Fortschritts ist, wie schon im „Kommunistischen Manifest" als negativer Ausgang von Klassenkämpfen angedeutet, der gemeinsame Untergang als reale Alternative getreten. Ohne das hier weiter auszuargumentieren, sollen abschließend entsprechend den fünf eingangs vorgestellten Hauptaspekten einige Denkanstöße skizziert werden, die sich aus den analysierten Ansätzen von Marx ergeben.

1. Begriff und Dimension von „Kapitalismus" und „moderner Produktionsweise" bedürfen der Überprüfung a) durch eine inhaltliche Analyse der konkreten Entwicklungen in unterschiedlichen Regionen und b) theoretisch durch die Differenzierung zwischen den bisher historisch ausgeprägten Formationen des Kapitalverhältnisses und der möglichen Gesamtentwicklung von Produktions- und Reproduktionsweisen, die nicht mehr auf dem Grund und Boden als dominierendem Produktionsmittel, sondern auf rasch zunehmender Vergesellschaftung der Produktivkräfte beruhen. Das sozialökonomische Muster des klassischen Industriekapitalismus deckt nicht mehr die sich vollziehenden Umbrüche. Vor diesem Hintergrund liegt es nunmehr nahe, die „moderne Produktionsweise" selbst, über ihre *bürgerlich*-privatkapitalistische Primärstufe in Europa und Nordamerika hinaus, als übergreifende Entwicklungsreihe mit unterschiedlichen „primären, sekundären, tertiären etc." Schichten und Gruppierungen zu betrachten. Wenn das zutrifft, müßten

analog zu den asiatischen, antiken und feudalen Verhältnissen der sekundären Reihe neue spezifische Strukturen und Prozesse als Formationen ausdifferenziert werden – als unterschiedliche Formierungen von Gesellschaften, die auf Markt, großer Industrie, ständiger technisch-wissenschaftlicher Innovation beruhen und in denen Verfügung über Kapital und freie Lohnarbeit die Produktions-, Distributions und Herrschaftsverhältnisse bestimmen.

2. Generell ist die Fragestrategie zu verändern, wenn es um „Gesellschaftsformationen" geht. Die Produktionsweise steht zwar weiterhin im Mittelpunkt, und daran wird sich nichts ändern. Aber die Art der Wechselbeziehungen zwischen den materiellen Produktions- und Reproduktionsprozessen und den soziokulturellen, politischen u. a. Gesamtkonstellationen konkreter Gesellschaften verändert sich mit den neuen Produktivkräften, Kommunikationsmitteln und Wissenschaftsfortschritten grundlegend. Neben den nach wie vor zentralen ökonomischen, soziologischen und historischen Analysen gewinnen hierfür evolutionsbiologische, kognitionswissenschaftliche, kulturanthropologische Fragestellungen wie auch Untersuchungen der Geschlechterverhältnisse wachsende Bedeutung, um Veränderungen der Formierungsweise menschlicher Gesellschaften zu erfassen, wie sie sich gegenwärtig offenkundig vollziehen – ähnlich den entsprechenden Prozessen der neolithisch-agrarischen und der industriellen Revolution. Hier wäre für eine interdisziplinäre Diskussion ähnlich der über „globalen Wandel" ein großes Aufgabenfeld gegeben.

3. Die Marxsche Fragestellung von 1881 weiterzudenken erfordert unter gegenwärtigen Bedingungen eine weit konsequentere extensionale und intensionale Durchbrechung des eurozentrischen Geschichtsbildes, das heute als euroamerikanische Projektion der globalisierten Kaitalherrschaft erscheint. Das bedeutet vor allem, daß neben die Analyse der hochtechnologischen Entwicklungen der kapitalistischen Zentren die der Strukturenvielfalt in den Peripherien treten muß. Die Subjekte möglicher Veränderung bilden sich in beiden Bereichen heraus, wobei längst auch große Teile der Bevölkerung und ganze Regionen innerhalb der sogen. Zentren im Sinne der Ausgrenzung von Entfaltungschancen peripher geworden sind oder zu werden drohen. Der Gedanke der Parallelität des Ungleichzeitigen mit Transformationsimpulsen von der Peripherie ist für die gegenwärtige Welt nicht minder aktuell als in den 1880er Jahren.

4. Die Kritik an einseitigen Fixierungen auf die höchsten und schnellsten Entwicklungen in den Zentren, die zugleich immer mit einer ebenso raschen Steigerung der Destruktivkräfte und Katastrophengefahren einhergehen, kann nicht bedeuten, zu peripher- entwicklungsrevolutionären Auffassungen zurückzukehren. Die antikapitalistische Perspektive des „realen" Sozialismus war zwar im Anspruch, aber nicht in der Realität die einer neuen „progressiven Epoche der ökonomischen Gesellschaftsformation" – trotz aller inneren Umgestaltungen und äußeren transformatorischen Wirkungen auf den Kapitalismus. Irreversible Veränderungen müssen in der Produktionsweise und den Herrschaftsstrukturen der Zentren entschieden werden. Ehe wir nach dieser gewissermaßen formationsstrategischen Niederlage des Alternativversuchs die alten Projektionen „Kapitalismus" und „Sozialismus" weiterdenken, müssen wir zuerst fragen, was sie unter den veränderten Bedingungen eigentlich bedeuten – die „Arbeiterklasse" eingeschlossen, deren Revolutions- und Transformationspotential, aber auch deren mögliche Formierung zur „Klasse für sich selbst" im Marxschen Sinne heute von vielen – auch Marxisten – bezweifelt wird.

Letzteres ist allerdings unter Linken nach wie vor heftig umstritten,[24] so daß ich meine Auffassung dazu hier nochmals klarstellen möchte. Ich meine *nicht*, daß der Gegensatz von Kapital und Arbeit oder von Kapitalisten und Lohnabhängigen verschwunden wäre oder trotz aller Umstellungen im Verhältnis von Produktion, Dienstleistungen und Konsumtion tendenziell zu existieren aufhören wird; auch nicht, daß es in Zukunft keine sozialen Bewegungen mehr geben könnte, die aus den Massen der Lohnabhängigen in allen Weltteilen hervorgehen. Aber das historische Moment, die Klassenlagen der Lohnabhängigen in die Klassenbewegung *eines gesamtgesellschaftlich und gesamtmenschheitlich hegemonialen Subjekts* des Formationswechsels zum modernen Kommunismus zu verwandeln, halte ich, wenn es je so gegeben war, für unwiederbringlich verloren.

5. Mit dem Wegfall der Systemperspektive auf den Sozialismus vom Epochentyp 1917 verändert sich die Projektion einer universalen kommunistischen Formationsentwicklung auch in bezug auf den transitorischen Charakter des Kapitalismus. Der Ansatz, den Marx im Spätwerk im Vergleich der Urgesellschaften und der klassengesellschaftlichen Formationen entwickelte, legt unter diesem Gesichtspunkt nahe, den von ihm

aufgezeigten Dualismus Territorialgemeinde – Kapitalismus nicht mehr linear und diachron in ein Abfolgeschema Kapitalismus (Imperialismus) – (Sozialismus) Kommunismus aufzulösen. Vielmehr sollte der Marxsche Gedanke der beiderseitigen parallelen Übergangstendenz auf die Alternative Kapitalismus-Sozialismus im 20. Jahrhundert angewandt werden. Sie markiert Symptome eines beginnenden Übergangsprozesses, dessen gesamte Dimension wir als neue formative Entwicklungsreihe betrachten können, die mit der „primären" ursellschaftlichen und „sekundären" klassengesellschaftlichen Reihe vergleichbar ist.

Wir befinden uns zweifellos und eigentlich von keiner Seite ernstlich bestritten an einem neuen Kreuzweg dynamischen Umbruchs, der aber die bisherigen Umwälzungen nicht einfach fortsetzt noch deren bisher angenommene Gesamtrichtung beibehält, sondern die tradierten Szenarien künftiger Entwicklung fundamental infragestellt. Es gibt dafür viele Ausdrücke wie Digitalisierung, Virtualisierung, Übergang zur Medien- und Informationsgesellschaft, gentechnologische Revolution usw. Zusammen mit den vieldeutigen Post-Begriffen und den Konzepten der „Globalisierung" drücken sie neben aktuellen Interessen auch die Unsicherheit über eine soziokulturelle und technologisch-produktive Umwälzung aus, deren Konsequenzen nur in Umrissen absehbar sind, und sind überdies – das wurde bereits festgehalten – sämtlich euro-amerikanisch und zumeist neoliberal verfaßt.

Die Anschlußfragen an Marx heute sind dagegen zunächst: In welcher Formationsepoche leben wir eigentlich; entsteht eine neue Produktionsweise und was sind die gesamtgesellschaftlichen Konsequenzen? Wird die Entwicklungsreihe von Formationen des Kapitalverhältnisses lediglich fortgesetzt – mit den alten Widersprüchen und Transformationsbedingungen –, oder sind die Umbrüche des 18. bis 20. Jahrhunderts nur der konvulsivische Beginn einer neuen Formationsreihe, die dann auch nicht einfach mit „Kapitalismus" im bisherigen Sinne gleichgesetzt werden könnte? Wie sind dann die Strukturen und Subjekte künftigen Wandels zu begreifen, entfällt nicht mit allen linear-progressiven Formationsabfolgevorstellungen auch die eines allein entscheidenden Klassensubjekts der Transformation und Revolution im weitesten Sinne gesamtgesellschaftlicher Umwälzung?

Diese Fragen sind sämtlich in unterschiedlichen Zusammenhängen in der linken Debatte vielfältig kontrovers diskutiert worden. Befriedigende

oder gar schlüssige Antworten kann es zur Zeit nicht geben. Aber wir sollten dafür auch die formationstheoretischen Begriffe anstrengen und weiterdenken – dies ist ein auffälliges Desiderat der aktuellen Diskussionslage.

Fußnoten

1 Typisch Uli Schöler, Ein Gespenst verschwand in Europa. Über Marx und die sozialistische Idee nach dem Scheitern des sowjetischen Staatssozialismus, Bonn 1999, bes. S. 332ff.

2 Wolfgang Küttler, Gesellschaftsformation und Moderne. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät 1995, H. 8/9, S. 17–56; u. Wolfgang Eichhorn, Gesellschaftsformation und Gesellschaftstransformation, in: ebenda, S. 57–90.

3 Wolfgang Eichhorn/Wolfgang Küttler, Geschichte in möglichen Perspektiven denken. Formationsentwicklung im 19. und 20. Jhd., in: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät 34/ 1999, H. 7, S. 7-52, hier bes. 45ff.

4 Holger Becker u. Volker Külow (Hrsg.), Zeugen der Zeitgeschichte, Berlin 1994, S. 131–144 (Interview mit Volker Külow, Neues Deutschland v. 6. August 1992, S. 11).

5 Eichhorn/Küttler, Perspektiven, bes. S. 35ff.

6 Vgl. Wolfgang Küttler, Inhaltsbestimmung und Periodisierung von Gesellschaftsformationen in Marx' Briefentwürfen an Vera Zasulič, in: Horst Bartel u.a. (Hgg.), Evolution und Revolution in der Weltgeschichte, Berlin 1976, Bd.1, S. 217–246.

7 Vgl. ders., in: Ernst Engelberg/Wolfgang Küttler (Hgg.), Formationstheorie und Geschichte. Studien zur historischen Analyse ökonomischer Gesellschaftsformationen im Werk von Marx, Engels und Lenin, Berlin, 1978, bes. S. 227ff. u. 254ff.

8 Vgl. Hans-Peter Harstick, Karl Marx über Formen vorkapitalistischer Produktion, Frankfurt/New York 1977, bes. Einführung u. Einleitung des Hg., S. XIII–XLVIII u. 2–21.

9 Vgl. The Ethnological Notebooks of Karl Marx (Studies of Morgan, Phear, Maine, Lubbock). Transcribed and edited, with an Introduction by Lawrence Krader, Assen 1972.

10 MEW, Bd. 19, S. 384–306, der nur sehr kurze agesandte Brief v. 8.3. 1881 ebenda, S. 242f.; der französische Originaltext in: MEGA, I, 25, S. 219–239 u. 240–242, Kommentar S. 823–920. Im folgenden wird die deutsche Fassung nach MEW, Bd. 19, zitiert.

11 MEW, Bd. 21, über das werkgeschichtliche Verhältnis zu Marx' Vermächtnis bes. das Vorwort zur 1. Aufl., S. 27–29.

12 Vgl. Joachim Herrmann/Jens Köhn (Hgg.), Familie, Staat und Gesellschaftsformation. Grundprobleme vorapitalistischer Epochen einhundert Jahre nach Friedrich Engels' Werk „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats", Berlin 1988.

13 Vgl. Manfred Kossok, Das 20. Jahrhundert – eine Epoche der peripheren Revolution? In: Hintergrund. Marxistische Zeitschrift für Gesellschaftstheorie und Politik, 1993, H. 1, S. 5ff.

14 Vgl. Joachim Herrmann, Formationenfolge, in: Wolfgang Fritz Haug (Hg.), Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd. 4, Hamburg 1999, Sp. 655–668, mit ausführlicher Literaturübersicht.

15 Vgl. Joachim Herrmann, Vorkapitalistische Gesellschaftsformationen und historische Epochen, in: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät 34 /1999, H.7, S.73–92.

16 Vgl. bes. Karl Marx, Die britische Herrschaft in Indien (1853), MEW, Bd. 9, S. 127ff., MEGA, I,12, S. 166ff.

17 Vgl. Klaus Naumann, Probleme antiker Gesellschaftsformation. Wissenschaftsgeschichtliche Studien zur Geschichtsmethodologie, Budapest 1984.

18 Zum Vorstehenden ausführlich: Wolfgang Küttler, Der gesellschaftliche Formationsprozeß als Dialektik von Gemeineigentum und Privateigentum, in: Formationstheorie und Geschichte, bes. S. 254–292.

19 Insofern ist „tertiär" nicht eindeutig auf den Kapitalismus zu fixieren, wie es Herrmann, Vorkap. Formationen a.a.O, S. 82, annimmt, sondern bezeichnet eben jene allgemeine Übergangssituation, in der dem Kapitalismus selbst eine transitorische Bedeutung auf dem Wege zum „modernen Kommunismus" zukommt.

20 Hier resümiere ich die oben zitierten Publikationen, vgl. Fn. 2 u. 3, s. a. mein Stichwort „Formationstheorie", in: Haug (Hg.), Hist.-krit. Wörterbuch, Bd. 4, Sp. 669–679.

21 Vgl. Michail Gorbatschow, Umgestaltung und neues Denken für unser Land und für die ganze Welt, Berlin 1987, S. 171ff.

22 A. J. Gurjewitsch, Die Theorie der Gesellschaftsformationen und die historische Wirklichkeit, in: Berliner Debatte Initial. Zeitschrift für sozialwissenschaftlichen Diskurs, 1991, H. 4, S. 432ff..

23 Vgl. Eric Hobsbawm, Das Kommunistische Manifest, in: Eric Hobsbawm u. a., Das Manifest heute – 150 Jahre Kapitalismuskritik, Hamburg 1998., bes. S. 18ff.

24 Die Debatte wird sehr gut vorgestellt in: Das Manifest heute, a.a.O.

Wolfgang Eichhorn

Gelehrtensozietät und Denken der Geschichte

Die Geschichtsphilosophie ist vor allem in den verflossenen 150 Jahren immer wieder für erledigt erklärt worden. Übliches Vokabular: „Krise", „Ende", „Tod", „Schwundstufen" u. ä. Allerdings treffen wir auch auf vorsichtige Versuche, die Geschichtsphilosophie zu rehabilitieren.[1] Im folgenden soll von einigen Aspekten der Entwicklung dieses umstrittenen Gebietes die Rede sein, die sich in der dreihundertjährigen Geschichte der Leibnizschen Gelehrtensozietät abzeichnen. Aus gutem Grunde werde ich besonderes Gewicht auf das erste und das zweite Drittel dieser Geschichte legen, und auch da kann von diesem Beitrag nicht mehr als ein grober, mit einigen Schlaglichtern versehener Überblick erwartet werden. Das wird es mir dennoch ermöglichen, die Problematik der Geschichtsphilosophie auf etwas breiterem philosophischen Hintergrund zu diskutieren als das heute gewöhnlich der Fall ist.

Zwei Denkansätze

Der Berliner Gelehrtengesellschaft war in puncto Geschichtsphilosophie eine glückliche Kindheit und Jugend beschieden. Sie war im 18. Jahrhundert entscheidend daran beteiligt, den neuen Weg, den die Aufklärung der Philosophie zur Geschichte hin wies, zu ebnen und damit überhaupt einem neuen Bewußtsein über die menschliche „Lebenswelt", das längst auf dem Weg war, breit Bahn zu brechen.

Gottfried Wilhelm Leibniz, Mitinitiator und erster Präsident unserer Gelehrtensozietät, verdient mit an erster Stelle genannt zu werden. Leibniz wurde auch als Historiker tätig, der neue und zuweilen auftragswidrige Wege ging, und reichlich finden sich bei ihm geschichtsphilosophisch relevante Gedanken. Hier soll ein ganz bestimmter Aspekt seines Philosophierens in den Vordergrund gerückt werden, der gar nicht auf Geschichtsphilosophie abgestellt war und doch für sie von meist unterschwelliger und bis heute wirkender Bedeutung wurde. Hans Heinz Holz sprach in seinem Vortrag auf dem Leibniz-Tag 1996 von der „Mitte Leibnizschen Denkens", wobei er speziell auf die Fassung der Welt als ontologische

Gesamtheit aller Wirklichkeiten und Möglichkeiten abhob.[2] Da scheint eine Prozeßdynamik auf, die sich in der Dialektik von Möglichem und Wirklichem realisiert (wie wir heute formulieren würden). An sie ist bei Leibniz der Mensch ebenso gebunden wie der liebe Gott. Leibniz' Theodizee ist zwar damals wie auch später immer wieder als Rechtfertigung Gottes verstanden worden, und Leibniz selbst mag sie so gesehen haben. In tieferliegender Wahrheit aber proklamiert diese Gedankenkonstruktion das Ende des Allmächtigen. Jedenfalls enthält sie in nuce die *Idee der Geschichte als Verwirklichung von wirklichkeitsimmanenten Möglichkeiten.*[3] Hier wird man Anknüpfungspunkte für eine dialektisch-deterministische Sichtweise erkennen, die dahin tendiert, die *Geschichte in möglichen Perspektiven zu denken.* Der reale Geschichtsverlauf kann immer nur der selektierte und realisierte Ausschnitt aus einem Komplex realer geschichtlicher Möglichkeiten sein. Jede Realisierung von Möglichkeiten verändert mehr oder weniger stark den Gesamtkomplex der geschichtlichen Möglichkeiten und Wirklichkeiten, ist also insofern irreversibel und bringt Gerichtetheit zum Ausdruck.[4] Immer bleiben real möglich gewesene, aber nicht realisierte Verlaufsansätze als „verpaßte Gelegenheiten" oder als jenes „es hätte schlimmer kommen können" zurück. Somit gehört die Aufdeckung von Möglichkeitsfeldern zu den entscheidende Anliegen jeder historischen Erkenntnis.[5] Ohne dies ist im Grunde ein historisches Urteil, das ja immer auch Urteil über die geschichtliche Bedeutung von Ereignisse und Aktivitäten ist, überhaupt nicht möglich.

Hier muß ich nun – sine qua non in Sachen Geschichtsphilosophie – einen jüngeren Zeitgenossen Leibniz' in die Betrachtung einführen, der nicht Mitglied unserer Akademie war, in dieser aber stark rezipiert wurde: Giambattista Vico, den großen neapolitanischen Aufklärer. Er proklamierte in den 1740er Jahren eine neue Wissenschaft von der gemeinschaftlichen Natur der Völker, wobei er auf der Suche nach dieser Gemeinsamkeit nicht bei der außergeschichtlichen Natur stehen blieb, sondern zu Gemeinschaftlichkeiten der Völker in der geschichtlichen Entwicklung selbst, der Kultur, der Sprache vordrang. Epochemachend wurde er durch seine Ansicht, daß die *geschichtliche Welt ganz gewiß von den Menschen gemacht worden ist* und daher von ihnen auch erkannt werden kann. Das war eine für die damalige Zeit ungeheure Aussage. Marx hat oft auf Vico verwiesen. Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, wird er, den

Vico fast wörtlich wiederholend, sagen, und er wird hinzufügen: aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten Umständen[6] – ein Diktum, über das, wie der Historiker Richard J. Evans schreibt, bis heute noch niemand hinausgekommen ist.[7] Eigentlich zielt die ganze Geschichtstheorie von Marx darauf ab, *in Absicht einer praktisch emanzipatorischen Kritik und Weltveränderung zu ergründen, auf welche Weise die Menschen ihre eigene Geschichte machen.* Übrigens ist bereits bei Vico das Machen der Geschichte durch den Menschen nicht versimpelt aufgefaßt worden. Er sah, daß der Menschen Tun zu geschichtlichen Resultaten führt, die nicht in ihren Absichten lagen. Darauf ist zurückzukommen.

Wir haben also einen Leibnizschen und einen Vicoschen Denkeinsatz. Auffallend ist die geschichtsphilosophische Paßfähigkeit beider. Nun ist weder bei Leibniz noch bei Vico von Philosophie der Geschichte die Rede. Der Terminus war noch nicht erfunden. Nichtsdestoweniger bilden beide Einsätze zusammen und miteinander verschränkt einen wesentlichen Teil dessen, was man vielleicht *Substanz geschichtsphilosophischen Denkens* oder – um den Terminus auch hier zu verwenden – dessen *Mitte* nennen könnte (ich werde gelegentlich der Erwähnung Kants eine weitere theoretische Komponente in diesen Gedankenkosmos von Geschichtsphilosophie einfügen). Hier liegt ein Fundament vor, das geeignet ist, die Frage zu beantworten, *wie Geschichte innerweltlich gedanklich zu fassen ist*, und zwar nicht nur als Vergangenheit, sondern auch als Gegenwart und als praktisches Tun.

Wie sich zeigt, ist es verfehlt, die Philosophie der Geschichte, wie das in der Literatur zuweilen geschieht, dort beginnen zu lassen, wo der Terminus auftritt oder erst in den 1780er Jahren oder gar erst bei (einem zudem noch oberflächlich wahrgenommenen) Hegel. Vernünftiger dürfte sein, den Leistungen der Frühaufklärung, der Renaissance, des Mittelalters, der Antike und auch der bestenfalls in ersten Ansätzen erschlossenen Leistungen anderer Kulturen auf unserem Gebiet nachzugehen.[8]

Sprudelnde Ideen

Die Wortbildung „Philosophie der Geschichte" ist keine 250 Jahre alt. Sie war eine Kreation Voltaires, der Mitglied unserer Akademie war und selbst als Mitbegründer der modernen Historiographie anzusprechen ist. Er gebrauchte den Terminus erstmalig 1756 in der Einleitung zu einem histori-

schen Werk David Humes. 1765 ließ er diese Einleitung als selbständige Schrift unter dem Pseudonym Abbe Bazin, einer grotesken Namensschöpfung (Werner Krauss), in Amsterdam erscheinen. 1768 erschien, von Justus Harder besorgt und mit Kommentaren versehen, in Leipzig eine deutsche Ausgabe mit dem (irreführenden) Titel „Die Philosophie der Geschichte des verstorbenen Abtes Bazin". Voltaire stand mit seinem Projekt der Philosophie der Geschichte gegen die christlich-theologische Geschichtssicht. Nicht durch göttliche Eingriffe, sondern vernünftig, natürlich, im Geist der kritischen Aufklärung sollten geschichtliche Geschehnisse erklärt werden, wobei Voltaire die Entwicklung von Kunst und Wissenschaft, der Technik, der Gewerbe, des Handels, der öffentlichen Ordnung in den Mittelpunkt treten ließ und die geschichtlichen Leistungen der Chinesen, Inder, Japaner, der Araber in das Blickfeld rückte.

Voltaire hat das Denken seiner Zeitgenossen und das der Folgezeit auch mit diesem Anliegen stark angeregt. Allerdings lag die Problematik in Europa auch außerhalb der Berliner Akademiemitgliedschaft gewissermaßen in der Luft. Isaak Iselin hatte bereits anfangs der 1760er Jahre „Philosophische Mutmaßungen über die Geschichte der Menschheit" erscheinen lassen. Moses Mendelsson, der ebenfalls kein Akademiemitglied, aber mit den Akademiemitgliedern Lessing und Kant eng befreundet war, hatte diese Schrift sofort als „philosophische Geschichte" gewürdigt. Die Akzeptanz für „Geschichte" im Sinne eines „Kollektivsingulars" – so der berühmte Ausdruck Reinhart Kosellecks – war offenbar bereits weitgehend gediehen. Unter den Akademiemitgliedern treffen wird sodann auf Jakob Wegelin, der seit 1770 mehrfach in der Akademie über Fragen der Philosophie der Geschichte vortrug und in den Akademieveröffentlichungen publizierte. Er stellte die Frage nach der Verkettung geschichtlicher Fakten. Den Zusammenhang der Ereignisse sah er gegeben in geschichtsbildenden Leitideen, die einander im Ringen neuer intellektueller Kräfte gegen überholte ablösen. Interessant dürfte auch sein, daß Wegelin die Frage nach dem Ziel oder Zweck der Geschichte in Zusammenhang mit der Verwirklichung der Anlagen der Menschen brachte. Hier zeichnet sich die Tendenz ab, die Idee eines Ziels der Geschichte zu deuten nicht als Frage nach einem außergeschichtlichen Telos, einer transzendenten sinnstiftenden Macht, sondern als Frage nach innerlich treibenden, strukturellen Prinzipien menschlich-bewußter Aktivität. Ähnlich hatte schon Leibniz gedacht[9], ähnlich dachte Herder, und auch Kants Nach-

denken über den Fortgang zum Besseren sind dem verpflichtet. Zu fragen ist, ob sich da nicht ein Wandel in der Denkart anzeigt, der durch die bekannte Löwith-These von der Säkularisierung mittelalterlicher Heilsgeschehensideen nicht abgedeckt werden kann.

Inzwischen war 1774 bereits das Werk „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit" des (späteren[10]) Akademiemitglieds Johann Gottfried Herder erschienen, dem zehn Jahre später die erste Lieferung von Herders großem Werk „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1784–1791) folgte. Herder verwarf lineare Fortschrittsvorstellungen. Er polemisierte gegen die bloß negative Bewertung früherer Gesellschaftszustände. Die Menschheit war ihm eine Einheit in der Vielfalt, und daher ließ er den differenzierten Prozeß der verschiedenen Kulturen und Völker hervortreten. Die Einheit des Universalen und des Multiversalen ist hier also längst vorgedacht. In der Natur wie in den menschlichen Dingen wie bei Gott gelten Naturgesetze, die „im Wesen der Sache" liegen. Konfliktreich vollzieht sich die Entwicklung von Vernunft, Wissenschaft, Technik und geistiger Kultur, der Prozeß der Beförderung der Humanität. Der Gebrauch der Vernunft ist zugleich die Pforte zu Irrtümern und Fehlverhalten, was seinerseits den Weg zum bessern Gebrauch der Vernunft eröffnet. Durch den Antagonismus geht das Werk der Zeiten zum Besten des Menschengeschlechts fort.

Im gleichen Jahr, in dem Herder mit der Herausgabe seiner „Ideen" begann, erschienen von dem (späteren[11]) Akademiemitglied Immanuel Kant die Schriften „Was ist Aufklärung" und „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht". 1785 rezensierte Kant Herders „Ideen", und 1786 erschien – ebenfalls in Reaktion auf Herder – „Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte". In den späten 90er Jahren veröffentlichte Kant seine Arbeit „Zum ewigen Frieden" und seine berühmten Erwägungen, ob das menschliche Geschlecht im beständigen Fortschreiten zum Besseren sei, wo Kant in der anhaltend hohen Wertschätzung der bereits mit Scheitern und Verfehlung beladenen französischen Revolution einen Beweis für die Möglichkeit dieses Fortschreitens zu erkennen glaubte. Kant suchte in der Geschichte nach einem regelmäßigen Gang, einem „verborgenen Plan der Natur", der sich im Spiel der Freiheit der einzelnen, im Antagonismus der Kräfte durchsetzt. Auffallend bei Kant ist die eigenartige Verbindung realistischer Einsichten in „Chaos und Willkür und Unvernunft" und den „widersinnigen Gange

menschlicher Dinge" einerseits und andererseits des Vorhabens, einen „Leitfaden *a priori*" als geistige Voraussetzung praktischen (moralischen) Verhaltens zu entwickeln, das auf einen friedlichen, weltbürgerlichen Zustand abzielt.

Inzwischen war Akademiemitglied Gotthold Ephraim Lessing[12] verstorben (1781). Er hatte sich – ähnlich Goethe – mit dem Terminus „die Geschichte" als Kollektivsingular nicht recht anfreunden können. Erst in den „Gesprächen über Freimäurerei", seiner letzten Arbeit, hatte er einer seiner Figuren die etwas ratlos klingende Frage in den Mund gelegt: „O Geschichte! O Geschichte! Was bist du?", und gleichsam als Antwort hatte er das Konzept des Staates als einer Vereinigung entwickelt, deren Zweck und deren Maß an Güte es ist, daß jeder einzelne Mensch besser und sicherer zu seinem Teil von Glückseligkeit gelange, wobei Lessing deutlich machte, daß eine solche Ordnung dennoch nie vollkommen sein wird. Hier wird das bürgerlich-liberale Ideal in dialektischer Präzisierung oder Erweiterung ausgedrückt, d. h. man wird nicht fehl gehen, darin gleichsam einen Vorentwurf zu sehen für jene „Assoziation", die im „Manifest der kommunistischen Partei" skizziert wird.

Man könnte hier auf weitere kontemporäre Denker in Sachen Geschichtsphilosophie eingehen, die zugleich Mitglieder unserer Akademie waren. Ich nenne Fontenelle, der sich gegen lineare Fortschrittstheoreme aussprach und, so weit ich sehe, als erster die Fortschrittsidee in Verbindung brachte mit Möglichkeiten, die ergriffen oder vertan werden können. Da waren Holbach, Helvetius, Diderot, welche die Rückführung der gesellschaftlichen Dinge auf Gott durch die Rückführung auf die „Natur" ersetzten und – wie viele andere Theoretiker – das Interesse der Menschen, ihre Selbst- oder Eigenliebe als Triebkräfte der Geschichte zu greifen versuchten. Der Kampf gegen Despoten und Priester wurde für sie zum Angelpunkt des Kampfes für eine Ordnung, in der jeder der Früchte seiner Arbeit teilhaftig wird. Zu erwähnen ist auch Condorcet, bei dem man nun tatsächlich so etwas wie ein lineares Fortschrittskonzept finden kann und der von einem bornierten Despoten aus der Berliner Akademie verstoßen wurde, oder Montesquieu, der entgegen mittelalterlich-klerikalen Konzepten die dieseitigen bürgerlichen Eigentumsinteressen als Grundlage aller gesellschaftlichen Regelungen verfocht und dessen Auffassung von der Abhängigkeit sozialer und sittlicher Gegebenheiten von klimatischen und geographischen Bedingungen so einseitig auch nicht war, wie

oft gesagt wird, verwies er doch auf das geschichtlich anwachsende Eigengewicht der sozialen, juristischen usw. Bindungen hin.

Wir sehen also, daß hier in einem Zeitraum von drei bis vier Jahrzehnten (deshalb habe ich einige Jahreszahlen genannt) ein Feuerwerk einander z. T. erbittert befehdender geschichtsphilosopischer Ansätze über die Bühne ging. Ähnliches und ähnlich kontrovers wurde auch außerhalb der Akademiemitgliedschaft bei Philosophen und Historikern gedacht, so bei dem bereits genannten Iselin, bei Justus Möser, Johann Christoph Gatterer, bei David Hume und Adam Smith, bei August Ludwig Schlözer, bei Friedrich Schiller. Immer ging es um das Erfassen einer Geschichte der Menschheit mit dem Zweck, Bildungsgut und Denkmittel für emanzipatorisches Wirken und für die Beförderung der Humanität zu gewinnen. In einem kürzlich erschienenen Buch lese ich über die heutige geistige Situation: „Wir können die wirtschaftlichen und sozialen Zukunftsprobleme unserer Gesellschaft nicht ohne eine kulturelle Anstrengung lösen, die der Vergangenheit gewidmet ist."[13] Ähnlich dachte man damals. Man dürfte nicht fehl gehen, wenn man den Aufschwung geschichtsphilosophischen Denkens einreiht in die geistigen Wogen, die Prolog und Begleiterscheinung der bürgerlichen Revolution in Frankreich waren.

Subjektivität und Geschichte

Kommen wir noch einmal auf Kant zurück. Ebenso wichtig wie Kants Arbeiten geschichtsphilosophischen Inhalts, wenn nicht wichtiger für einen „nachhaltigen" Einfluß auf das geschichtstheoretische Denken, dürfte allerdings die „transzendentale" Methode sein, die er in seinen Vernunftkritiken vorführt. Speziell in der „Kritik der reinen Vernunft" stellt Kant die aktiven, konstruktiven, entwerfenden Bewußtseinsfunktionen als „transzendentales" Vernunftvermögen dar, das die empirische Einzelerfahrung kontrolliert und kanalisiert. Er lenkt so den Blick – zusammen mit dem „cogito", das immer muß mit gedacht werden können – zugleich auf die interindividuellen Charakterzüge der menschlichen Subjektivität[14], auf die in den Wechselbezügen von Individuellem und Überindividuellem sich vollziehenden Aktivität und Selbsttätigkeit des Bewußtseins. Das Bemühen um die „tätige Seite", wie Marx das die neuere Philosophie seit Descartes mehr und mehr dominierende Problem benennen wird[15], gewinnt so eine neue, zukunftsträchtige Qualität: Der „transzendentale"

Ansatz läßt, was auch da gar nicht in der Absicht des Erfinders lag, das *Geschichtliche oder Sozialgeschichtliche der Vernunftaktivitäten* aufscheinen, was in der weiteren Ideenentwicklung bei Fichte, dem jungen Schelling und vor allem Hegel mehr und mehr in den Gesichtskreis rückt.[16] Die *Geschichtlichkeit der menschlichen Subjektivität, ihr sozialgeschichtlicher Charakter*, tritt hervor. Allerdings wird Subjektivität auch bei Kant, wie zuvor bei Descartes, Berkeley oder Hume und in der Folge bei Fichte und Hegel als bloß geistige Aktivität gedeutet.

Hier setzt Marx zum *entscheidenden Durchbruch* an. Darüber muß ich ein paar Worte verlieren, auch wenn diese uns etwas von der Akademiegeschichte entfernen. Marx stößt vor zu jener „Subjektivität *gegenständlicher* Wesenskräfte, deren Aktion daher auch eine *gegenständliche* sein muß"[17]. Das Prinzip der menschlichen Aktivität erhält damit einen völlig gewandelten Gehalt: Die aktiven menschlichen Wesenskräfte werden nicht aus dem Blickwinkel einer bloß ideellen Macht Vernunft gesehen, sondern von der „gegenständlichen", natürliche wie soziale, materielle wie geistige Kräfte einschließenden Aktion des Menschen her begriffen und als Produktivkräfte entschlüsselt. Die Menschen – als Individuen wie als Gattung – haben Geschichte, weil sie ihr Leben produzieren. Die *Entwicklung der produktiven Kräfte der Menschen* ist die „Basis ihrer ganzen Geschichte", ihrer individuellen wie ihrer sozialen.[18] Damit erst wird ein *komplexer, realer, wirkungsgeschichtlicher Prozeß* sichtbar, bei dem der Fortschritt unbestreitbar, meßbar ist und der prinzipiell unausschöpflich und der Zukunft gegenüber stets offen ist. Wobei zu bemerken ist, daß sich für Marx mit dem Begriff der Produktivkräfte verbindet, was durch menschliche Energie, durch Anstrengung und Schöpferkraft des Intellekts erworben, tradiert und weiterentwickelt wird. Er nähert sich einem allgemeinen Begriff der Kultur an. Auszugehen ist also von den „Menschen nicht in irgendeiner phantastischen Abgeschlossenheit und Fixierung, sondern in ihrem wirklichen, empirisch anschaulichen Entwicklungsprozeß unter bestimmten Bedingungen."[19] Das Zusammenfallen des Änderns der Umstände und der menschlichen Tätigkeit oder Selbstveränderung muß als revolutionäre Praxis gefaßt und verstanden werden.[20] Die Geschichte höre damit auf, eine Sammlung toter Fakta zu sein oder die eingebildete Aktion eingebildeter Subjekte.

Meine These ist also, daß auch dieser Aspekt eingeordnet werden muß in jene Substanz geschichtsphilosophischen Denkens, von der ich bei Leibniz und Vico sprach.

Unterstellt man nun diese Gedankenkombination, so wird man zu dem Schluß kommen, daß die Philosophie der Geschichte in dieser Sicht sehr wenig zu tun hat mit realitätsfremden Deduktionen irgendwelcher Endziele, Ablaufautomatismen und außergeschichtlicher Sinnbezüge der Geschichte. Im Gegenteil, diese Sicht der Dinge läßt gerade die Vielfalt, die Konkretheit, den Wandel historischer Problemstellungen hervortreten. Die theoretischen Möglichkeiten, die sich hier bieten, sind auch heute noch lange nicht ausgeschöpft. Mir scheint jedenfalls, daß auch heute Geschichte von dieser Gedankenkombination her gedacht werden muß. Außerdem ist unter der Voraussetzung dieser geschichtsphilosophischen Problemsicht überhaupt nicht einzusehen, weshalb es zwischen Geschichtsphilosophie und Historie unvermeidlich zu jener prinzipiellen Unvereinbarkeit oder Feindlichkeit kommen soll, von der im 19. und 20. Jahrhundert so viel und zum Teil zu Recht geredet wurde, speziell bei Schopenhauer, im Umkreis des idealistischen Historismus und – selbstredend, wie könnte es anders sein – in der Postmoderne. Mit der realen Geschichte, mit dem Hervortreten neuer geschichtlicher Situationen und mit dem Fortschritt der historischen Wissenschaften wandeln sich die philosophische wie die historische Problemstellung und auch das Verhältnis von Philosophie und Historie. Daß dabei infolge der Verschiedenheit des „Sehe-Punktes" (wie sich Chladenius ausdrückte) und der methodischen Instrumentarien Spannungen auftreten, ist normal und eigentlich positiv, denn sie können im fruchtbaren interdisziplinären Diskurs produktiv gestaltet werden.

Geschichtsresultante

Allerdings führt der von uns als Substanz der Geschichtsphilosophie vorgeschlagene Gedankenkomplex auf einige problematische Aspekte des Geschichtsprozesses wie des historischen Denkens. Bereits bei Vico war, wie oben angedeutet, sichtbar geworden, daß die geschichtlichen Resultate des menschlichen Tuns von den Handlungsabsichten strukturell unabhängig sind und von den Intentionen abweichen. Daß Absichten und Resultate des menschlichen Tuns einander oft widersprechen, war den Menschen seit langem bekannt. Brisant wurde diese Einsicht in dem Maße, wie bewußt wurde, daß sich auf diese Weise *geschichtliche Prozesse* aus-

bilden, die von den Absichten der Menschen differieren. Dieses Bewußtwerden bedeutet also nicht das Ende der Geschichtsphilosophie, wie manche Autoren zu glauben scheinen, sondern das steht am Beginn der neueren Geschichtsphilosophie. Die gravierende theoretische Frage, an der sich jedes geschichtsphilosophische Bemühen messen lassen muß, ist nun, *auf welche Weise sich geschichtliche Vorgänge (Zusammenhänge, Prozesse) in den Interaktionen der Menschen formieren.* Die Kehrseite dieser Frage ist: *Welche Möglichkeiten hat der Mensch, auf diese Formierungsprozesse zu reagieren und bewußt einzuwirken?* Oder anders gefragt: *Wie kann der Mensch die geschichtlichen Wirkungen seines Tuns auf sein Subjektsein und Subjektwerden zurückkoppeln?* Dieser zweiseitige Problemkomplex scheint mir nun die Hauptthematik aller – zumindest der neueren – Geschichtsphilosophie und des historischen Denkens überhaupt zu sein, wobei klar ist, daß sich gerade diese Thematik unter veränderten geschichtlichen Umständen verändert stellt.

Vielleicht sollte man die unterschiedlichen geschichtsphilosophischen und -theoretischen Ansichten des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts auch verstehen als Versuche, auf diese Problematik Antworten zu finden. Kant vermutete das Wirken eines verborgenen Plans der Natur. Vico als tief gläubiger Katholik hatte mehr als ein halbes Jahrhundert vorher eine göttliche Vorsehung angenommen, welche das Hervorgehen nicht beabsichtigter geschichtlicher Prozesse aus dem Handeln der Menschen bewirkt. Bekannt wurde das von Adam Smith entwickelte Bild der „invisible hand". Hegel argumentierte mit einem „Plan der Vorsehung", einem „Endzweck an-und-für-sich", welcher der Weltgeschichte zugrunde liege. Natürlich läßt sich aus heutiger Sicht gegen solche und ähnliche Denkmuster wohlfeil polemisieren. Vielleicht sollte jedoch stärker berücksichtigt werden, daß es diesen Theoretikern nicht darum ging, den geschichtlichen Prozessen ein vorgegebenes, etwa durch eine jenseitig-transzendente Macht diktiertes Telos zu unterstellen, sondern darum – wir deuteten es bereits an –, eine sozialhistorische Richtungsbestimmung, die durch menschliche Tätigkeit selbst gesetzt ist, sichtbar zu machen und theoretisch zu fassen.[21] Bei den zu diesem Zweck entwickelten Denkfiguren handelte es sich nicht nur um die säkularisierte Interpretation des göttlichen Heilsplans. Sie drückten dieser gegenüber, wie Werner Krauss sagte, die „Vermenschlichung des Geschichtlichen"[22] aus. Sie trugen entscheidend dazu bei, das Denken über die Geschichte an innerweltlichen Lebens-

bezügen und an den Verhaltensmöglichkeiten der Menschen zu orientieren, und zwar mit dem Zweck, der emanzipatorischen Kritik bestehender Gesellschaftszustände den Weg zu bahnen und den Möglichkeiten und Erfordernissen einer durch die mündige Menschheit und die mündig gewordenen Individuen selbst menschlich-vernünftig zu gestaltenden Welt auf die Spur zu kommen. Ich plädiere dafür, dieses Anliegen mit dem heutigen Erfahrungs- und Theorienhorizont kritisch fortzusetzen, statt es post- oder anders modern zu desavouieren und solcherart den eigenen Mangel an überzeugende(re)n Antworten auf die erwähnte Problematik durch wohlfeile Kritik zu übertünchen.

Ein möglicher und, wie mir scheint, einleuchtender theoretischer Ansatz zu einer solchen Antwort findet sich in der *Idee der Geschichtsresultante*, wie sie vor allem Engels in seinen „Altersbriefen" entwickelte.[23] In ihr bündeln sich gleichsam der Leibnizsche Ansatz des Denkens im Möglichkeits-Wirklichkeits-Verhältnis und der Vicosche Ansatz. Der Vorzug dieser Idee scheint mir u. a. darin zu bestehen, daß mit ihr der Annahme vorgelagerter Zwecke und Ablaufpläne der Geschichte eine Absage erteilt wird (womit nicht bestritten wird, daß in allen gesellschaftlichen Prozessen relative Finalstrukturen wirksam sind), und sie impliziert eine Abkehr von jeder Vorstellung eines automatisch eintretenden geschichtlichen Fortschritts. Die Bildung von Geschichtsresultanten schließt die Möglichkeit konstruktiver wie destruktiver geschichtliche Wirkungen bzw. beider zugleich ein. Die Möglichkeit des Scheiterns (heutzutage eben auch des totalen) muß als Moment, das in den Grundvoraussetzungen des Erzeugens von Geschichte selbst liegt, immer mitgedacht werden. Wir alle können uns den Vorwurf nicht ersparen, in der Vergangenheit im Hinblick auf die Gestaltbarkeit der Geschichte leichtfertig theoretisch hantiert und blauäugig argumentiert zu haben. Die *bezweckte, bewußt gemachte* Geschichte ist stets nur ein Teil des realen Geschichtsprozesses, dessen anderer Teil die *ablaufende* Geschichte ist, der hinter dem Rücken der bewirkenden Akteure sich vollziehende Prozeß und sich herstellende Zusammenhang. Wesentlich ist, daß die zweckmäßig gemachte Geschichte einerseits und die ablaufende Geschichte andererseits nur in wechselseitiger Vermittlung existieren, mithin als Widerspruch, und zwar als sich ständig wandelnder, aber unaufhebbarer Widerspruch. Geschichte kann sich nur in der *Bewegung dieses Widerspruchs* vollziehen, was entscheidend ist für die Dynamik in der Geschichte und für die Beurteilung von Mög-

lichkeiten eines steuernden Eingriffs in sie. Es ist also pure Illusion – und das arrogante Prinzip Machtpolitik ganz verschiedener Couleur –, anzunehmen, man könne in der Geschichte stets beabsichtigte Veränderungen, Gewolltes, Beschlossenes, Geplantes erreichen. Vielmehr kommt es bei steuernden Eingriffen in die Geschichte gerade darauf an, das vom Gewollten Abweichende und ihm Zuwiderlaufende zu erahnen, ernst zu nehmen, aufzudecken, anzusprechen, zu begreifen, zu verarbeiten, also die „strategische Linie" zu ändern, kurz, umzulernen, zu korrigieren. Verfügbar ist die Geschichte nur im Rahmen dieses Widerspruchs von beabsichtigter und ablaufender Geschichte.

Geschichtsprozeß und forschendes Subjekt

Kehren wir zur Akademiegeschichte zurück. Auch im Leben einer Gelehrtengesellschaft und im Hinblick auf das uns hier interessierende Problem gehen Kindheit und Jugendzeit alsbald vorbei. Weder Hegel, diese Großfigur der Geschichtsphilosophie, die gerade als solche auch heute noch weithin oberflächlich beurteilt wird, noch Fichte wurden Mitglieder der Akademie. Das war ein Ärgernis (was im Falle Fichtes fast zur Zerreißprobe führte), und es wird ein Ärgernis bleiben. Akademiemitglied war Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher. Er versuchte die Geschichte auf Lebenszusammenhänge zurückzuführen, die aus einer rational nicht faßbaren religiösen Innerlichkeit fließen, und entwickelte so Anknüpfungspunkte für die lebensphilosophischen Tendenzen der Folgezeit. Ähnlich Friedrich Wilhelm Schelling, der erst Akademiemitglied geworden war, nachdem er eine philosophische Totalwende hin zu einem religiös-mystischen Konzept von Geschichte vollzogen hatte und von der Obrigkeit nach Berlin geholt worden war, um die damaligen obrigkeitswidrigen Ausläufer des Vernunftidealismus (vor allem der Hegelschen Philosophie) zu bekämpfen. Von den Junghegelianern jedenfalls, die, aus der Hegelschule hervorgehend, entgegen den Begriffskonstruktionen ihres Meisters und entgegen der christlichen Theologie die Frage nach der wirklichen, von der „heiligen Geschichte" geschiedenen Geschichte stellten und so geschichtsphilosophisch in eine zukunftsfähige Richtung dachten[24], war niemand Akademiemitglied. Sie selbst hatten ins Auge gefaßt, eine alternative Akademie zu gründen, waren aber schon beim Durchdenken des Anliegens gescheitert. Ludwig Feuerbach blieb die akademische Laufbahn ohnehin verschlossen, was sich bei Marx ganz von selbst versteht.

Die Zeiten hatten sich gewandelt. Die liberalen Ideale zerbröselten an der geschichtlichen Realität. Völlig veränderte Klassenkonflikte und geschichtliche Perspektivprobleme reiften mit der beginnenden kapitalistisch-industriellen Revolution und der damit verbundenen sozialen Polarisierung heran. Auch innerwissenschaftliche Entwicklungen, so die „Verfachlichung" der Historie und ihr Aufschwung als Forschungs- und Studiendisziplin, veränderten die Lage. All das brachte auch im Hinblick auf theoretische Probleme der Geschichte eine Umbruchssituation mit sich. Sie ist vielleicht nirgendwo schärfer gekennzeichnet worden als in der „Heiligen Familie" und in der „Deutschen Ideologie", also außerhalb der Berliner Gelehrtengesellschaft und des akademischen Wissenschaftsbetriebs überhaupt. Wo die geschichtsphilosophische Spekulation aufhört, beim wirklichen Leben, beginne die wirkliche Wissenschaft, nämlich die Darstellung des praktischen Entwicklungsprozesses, der durch reale, in einer „wirklichen, gegenständlichen Welt" lebende Menschen bewirkt wird. „Die selbständige Philosophie verliert mit der Darstellung der Wirklichkeit ihr Existenzmedium."[25] Philosophische Abstraktionen, die aus der geschichtlichen Entwicklung selbst gewonnen sind, können Mittel zur Ordnung des geschichtlichen Materials sein, haben aber für sich, getrennt von der wirklichen Geschichte, keinen Wert, und sie können vor allem kein Rezept oder Schema geben, wonach die geschichtlichen Epochen zurechtgestutzt werden können. So also Marx und Engels.

Die Gelehrtensozietät reflektierte den Gang der Dinge auf spezifische Weise. Heute wird darüber zumeist gesagt, die Geschichtsschreibung habe sich von der Geschichtsphilosophie oder dem geschichtsphilosophischen Idealismus (speziell von dem Hegels) befreit, und eine „postidealistische" Haltung habe Platz gegriffen. Das ist nicht wahr. Richtig ist, daß die Geschichtswissenschaft begann, sich ihr eigenes wissenschaftstheoretisches und methodisches Instrumentarium zu schaffen. Das konnte sie nicht einfach von der Philosophie übernehmen, aber eben ohne sie auch nicht erarbeiten. Leopold von Ranke, der mit seiner Forderung nach einer Geschichtsschreibung, in der das Selbst des Historikers ausgelöscht ist und die lediglich zeigt, „wie es eigentlich gewesen", einen Anspruch formuliert hatte, aus dem späterhin ganze Historikergenerationen ihre dünkelhaften Aversionen gegen die Geschichtsphilosophie gewannen, hatte sich in Wahrheit massiv von geschichtsphilosophischen Positionen leiten lassen. Gegenteilige Behauptungen nannte er selbst „lächerlich", zumal ihn

das philosophische und religiöse Interesse zur Historie getrieben habe.[26] Tatsächlich finden wir bei ihm – und das gilt auch von dem geschichtstheoretisch bedeutenden Johann Gustav Droysen – die gleiche idealistische Grundposition (teilweise in wörtlicher Anlehnung), die bei Hegel ausgearbeitet war: Die bestimmenden Kräfte der Geschichte sind „Ideen". Auch Humboldt hatte es 1821 als Aufgabe der Geschichtsschreiber bezeichnet, das Streben der „Idee", Wirklichkeit zu gewinnen, darzustellen. Von „postidealistischen" Ansichten kann hier also gar keine Rede sein. Wir befinden uns am Beginn des sogenannten Historismus, der sich nach wie vor im Bereich der idealistischen Geschichtsphilosophie bewegt. Das ist ein reines Sachverhaltsurteil, das keinerlei Negativurteil bezweckt.

Dennoch trat eine gravierende Änderung ein. Aber die lag auf einer ganz anderen Ebene: Geschichtsphilosophische Erwägungen, auch die idealistischer Art, nahmen jetzt mehr und mehr eine *gnoseologische*, an den methodischen Erfordernissen der Geschichtswissenschaft, der Quellenkritik usw. orientierte Wendung. Das gilt übrigens auch für die entstehende materialistische Geschichtskonzeption, und wie sehr gerade das den Kern der geschichtstheoretischen Bemühungen Marx' und Engels' um die Mitte und die Nachmitte des 19. Jahrhunderts ausmachte, kann nur übersehen, wer im Einklang mit in Jahrzehnten gewachsenen Vorurteilen darauf versessen ist, bei ihnen Geschichtsspekulation à la Hegel (in Verwässerung) wahrzunehmen.

Die aktive Rolle der Denktätigkeit des Historikers und des geschichtlichen Denkenden überhaupt trat in den Mittelpunkt des Interesses. Humboldt hatte bereits auf den notwendigen Einsatz der schöpferischen, der Ergründung der Wirklichkeit untergeordneten Phantasie in der Geschichtsforschung hingewiesen. Droysens rückte in seiner „Historik" die konstruktive Denkaktivität des Historikers und damit auch seine subjektiven Motivationen als unverzichtbare Momente der historischen Forschung in das Blickfeld. All das war und bleibt vollauf berechtigt. Aber nun zeichnete sich ein ganz anderes geschichtsphilosophisches Problem ab. Kann man aus der aktiven Rolle der Denktätigkeit des Historikers folgern, daß die geschichtlichen Zusammenhänge durch Denktätigkeit *erzeugt* werden oder wird durch sie lediglich eine vom Denken des Historikers unabhängige Realgeschichte *erschlossen*? Wird die Geschichte durch Denken *konstruiert, produziert* oder wird sie *rekonstruiert, reproduziert*? In Rankes Diktum, zu erforschen, wie es eigentlich gewesen, ging es um solides

Tatsachenwissen, um Quellenforschung und -kritik. Das setzt voraus, daß geschichtliche Zusammenhänge tatsächlich existiert haben. Auch Droysen sprach vom „Tatbestand der einstigen Wirklichkeit", der durch die Geschichtsforschung zu ermitteln sei. Dennoch tendierte seine „Historik" dahin, die Realgeschichte hinter die subjektive Konstruktionsleistung des Historikers zurücktreten zu lassen, wenn nicht gar dazu, sie durch diese zu ersetzen. Später wird Benedetto Croce[27] diese Tendenz weiter ausziehen. In direktem Gegenentwurf zu Marx wird er – ausgehend von der berechtigten Hervorhebung der aktiven Denktätigkeit des Subjekts der Geschichtsschreibung – folgern, daß Geschichte nur ist, indem sie vom menschlichen Geist gedacht wird. Inzwischen hatte die Subjektivierung der Geschichte, die bei Droysen vorwiegend gnoseologisch geprägt war, bei Akademiemitglied Wilhelm Dilthey eine auf subjektive Innerlichkeit gerichtete Wendung erfahren. Geschichte wird aufgelöst in das „Erleben", in Zusammenhänge des Seelenlebens, in irrationale Gemütskräfte, die nur dem intuitiven „Verstehen" zugänglich sind. Auch Eduard Spranger (seit 1925 Akademiemitglied) ist im Gefolge Diltheys bemüht gewesen, den Schwerpunkt vom wirklichen historischen Prozeß in das im lebensphilosophischen Sinn gedeutete Bewußtsein zu verlagern.[27a] Erwähnen wir noch die Akademiemitglieder und Neukantianer Wilhelm Windelband und Heinrich Rickert. Auch sie hoben ab auf eine wirkliche Problematik der Historie, nämlich die denkende Erfassung der Einmaligkeit geschichtlicher Ereignisse. Da sie diese aber nicht aus der realen Einheit von Möglichkeit und Wirklichkeit eines komplexen geschichtlichen Prozesses zu verstehen vermochten, stellten sie der Welt der Veränderungen (und des Aufbegehrens der Massen) die Apriori-Konstruktion einer übergeschichtlichen Wertewelt, einer Welt reiner „Geltungsgebilde" entgegen, die Ziel, Sinn und Halt geben soll.

Mit der Frage, ob die Geschichte durch die historische Quellenkritik und die Deutungen des Historikers *geschaffen* oder *nachgezeichnet* wird, kommt offenkundig in die Debatte, was von uns in der Vergangenheit als „Grundfrage der Philosophie" zwar reichlich dogmatisch überstrapaziert wurde, aber eben doch, auch in der Anwendung auf die Geschichte, seine theoretische Bedeutung hat. Man kann darum keinen Bogen machen. Man wird die Problematik auch nicht los, wenn man sie durch die Frage zu ersetzen versucht, wie Geschichte erkannt oder beschrieben wird. In der Regel kommt dabei nur ein eigenartiges Changieren von objektivem und

subjektivem Idealismus heraus. Es sei wichtig, meint Richard J. Evans mit vollem Recht, „das, was geschehen ist, und die Art und Weise, wie wir es ermitteln, nicht zu verwechseln."[28] Das Quidproquo in dieser Frage ist jedoch in der heutigen Literatur weit verbreitet. Viele Geschichtstheoretiker – und ich füge an: Es sind (auch im Hinblick auf die praktischen geschichtlichen Implikationen) nicht die schlechtesten, ganz im Gegenteil – neigen auch heute dazu, die Realität geschichtlicher Prozesse zu verneinen und Geschichte nur als ideelles Konstruktionswerk des/der historisch Denkenden anzuerkennen.[29]

Der Verfasser dieser Zeilen ist demgegenüber der Überzeugung, daß die Geschichte ein realer, vom Bewußtsein des Historikers unabhängiger Prozeß ist, der durch das Bewußtsein reflektiert, aber nicht erzeugt wird. Aber diese vorerst einfache realistische Sicht genügt nicht, sie wird den auftretenden Problemen nicht gerecht. Da ist schon der Umstand zu bedenken, daß die geschichtliche Vergangenheit gar nicht (mehr) wirklich vorhanden, nicht sichtbar, nicht wahrnehmbar, nicht meßbar ist. Vorhanden sind aus der Vergangenheit zunächst nur Artefakten, Faustkeile, Tontafeln, Schriftstücke, Berichte, Informationen über diese oder jene Geschehnisse usw. Aber die wirklichen geschichtlichen Zusammenhänge und Prozesse, die damit in der Vergangenheit verbunden waren, sind an ihnen nicht kleben geblieben. Sie existieren nicht mehr, zumindest nicht so wie sie waren: in ihrer konkreten Komplexität. Der Historiker sieht – so ein etwas defätistisches Bild Braudels – lauter hell flimmernde Glühwürmchen (die vorliegenden Fakten), um die ringsum stockdunkle Nacht herrscht. Wie können die vergangenen geschichtlichen Zusammenhänge und Prozesse (der Raum um die Glühwürmchen) erhellt werden? Kann dieser dunkle Raum nur durch beliebig austauschbare Fiktionen gefüllt werden, wie man in der postmodernen Literatur lesen kann? Oder vollzieht sich dort die „Sinngebung des Sinnlosen"?

Richtig ist, daß der Historiker über die festgestellten Fakten hinaus und an Hand derselben nur deuten, annehmen, vermuten, erahnen, gedanklich konstruieren kann. Er läßt sich dabei – ob er sich dessen bewußt ist oder nicht – von Vorstellungen leiten, was geschichtliche Prozesse ausmacht, von einem materialen Vorverständnis von dem ihn interessierenden Gegenstandsbereich[30], aus dem er hinlänglich Hinweise gewinnen kann, wie die geschichtlichen Zusammenhänge und Prozesse, die mit den geschichtlichen Fakten verbunden waren, beschaffen waren oder, besser, hätten sein können. Um im Bildhaften zu bleiben: Er bedarf eines Schein-

werfers, der den Raum dem Dunkel entreißt und dem Historiker Überblicke über Zusammenhänge und Prozesse ermöglicht, aber diese natürlich nicht erzeugt.

Ich habe bereits den von Marx gefundenen Zugang zum realen Geschichtsprozeß erwähnt: Die Produktivkräfte als Resultat der schöpferischen Tätigkeit der Menschen bilden eine von Generation zu Generation tradierte und weiterentwickelte Kraft, deren Entwicklung die Basis der sozialen und individuellen Geschichte der Menschen darstellt. Meine These ist, daß Geschichte demnach begriffen werden müßte als *Wirkungsgeschichte*[31], die in Gang gesetzt und im Fortgang gehalten wird durch menschliche Tätigkeit und durch den Austausch menschlicher Tätigkeiten kontemporär wie von Generation zur Generation. Ihr Hauptinhalt ist die Entwicklung der produktiven Gesellschaftskräfte der Menschen. Es handelt sich um einen komplexen, fließenden Prozeß, der zu keinem Moment abgeschlossen ist. Er repräsentiert Vergangenheit, die nicht nur vom Bewußtsein des Historikers unabhängig, also real stattgefunden hat, sondern die auch in die Gegenwart – und durch diese vermittelt in die Zukunft hinein – weiterwirkt. Sie ist in ihrer vielfach vermittelten, verschlungenen, umgeformten, in Gestalt mehr oder weniger kräftiger Spuren, aber unzweifelhaft vorhandenen wirkungsgeschichtlichen Bedeutung auch heute real gegeben. Auf diesem wirkungsgeschichtlich strukturierten Gebiet sind sichere und abgeschlossene Urteile allemal rar. Das wußte bereits Friedrich Engels ganz entschieden zu betonen.[32] Hans Heinz Holz hat in unserer Debatte auf den Unterschied zweier Aussagen aufmerksam gemacht[33]. Erste Aussage: Napoleon war am 17. Oktober 1813 bei den französischen Truppen vor Leipzig; zweite Aussage: Die Politik der Kontinentalsperre wurde durch die Nachwirkung merkantilistischer Wirtschaftsauffassungen beeinflußt. Die erste ist – sozusagen als Glühwürmchen –, in der Regel unschwer verifizierbar oder falsifizierbar. Die zweite aber ist eine Aussage über einen wirkungsgeschichtlichen Zusammenhang, die nur sehr schwer (wenn überhaupt) verifizierbar ist und am besten als Wahrscheinlichkeitsaussage, die der Debatte unterbreitet wird, zu formulieren ist.

Zudem wirft jede neu sich ausbildende Situation – eben weil sie Moment einer weithin offenen Wirkungsgeschichte ist – auch in der Retrospektive neues Licht auf die Vergangenheit; es treten neue Problemfelder hervor. Diese Rückkopplung, die vom realen wirkungsgeschichtlichen

Prozeß her über Konsequenzen für eine veränderte Forschungsproblematik und eine veränderte Sicht auf die Geschichte führt, wird dann noch massiv potenziert durch aktuelle Interessenkonstellationen, Ideologien, Befindlichkeiten, Zukunftserwartungen, also durch das, was die Beschäftigung mit der geschichtlichen Vergangenheit eigentlich erst sinnvoll macht und rechtfertigt. Kurz, die materialistische Position verträgt keine simplistischen Interpretationen.

Letztlich ergibt sich immer die methodologisch entscheidende Frage: Was ist Geschichte? Man mag diese Frage als erledigt und nutzlos ansehen. Man mag sie als „metaphysisch" desavouieren. Dennoch kann man um sie keinen Bogen machen. Auch die heute so beliebten Predigten gegen die „großen Erzählungen" helfen keinen Schritt weiter. Allerdings kann das Verständnis von „Geschichte" kein ein für allemal gegebenes sein. Es muß offen sein für neu auftretende Aspekte des wirkungsgeschichtlichen Prozesses, es muß also der Modifikation, der Entwicklung, der kritische Infragestellung fähig sein. Um noch einmal Richard Evans zu zitieren: „Sie (die Geschichte – W. E.) ist wirklich geschehen, und wir können tatsächlich, wenn wir gewissenhaft und selbstkritisch sind, herausfinden, wie sie geschah, und einige haltbare Deutungen der Vergangenheit entwickeln."[34]

Ich komme noch einmal auf Droysen zurück, da sich bei ihm eine Konsequenz abzeichnet, die besonders betont werden sollte. Droysen wollte mit seiner „Historik" ganz ausdrücklich keine Philosophie der Geschichte, sondern ein „Organon des historischen Denkens und Forschens" geben. Was er dabei lieferte, war, wie bereits angedeutet, über weite Strekken nichts anderes als eine stark gnoseologisch und wissenschaftstheoretisch orientierte Geschichtsphilosophie. Wahrscheinlich traf Karl Georg Faber den Nagel auf den Kopf, als er von Droysens Historik sagte, es handle sich um den Versuch, Geschichtsphilosophie, Wissenschaftstheorie und Methodologie zu vereinen[35]. Und das scheint mir nun überhaupt die Lösung des Rätsels „Geschichtsphilosophie" zu sein. Die Lösung liegt in der *interdisziplinären Zusammenarbeit von Philosophen, Wissenschaftstheoretikern, Historikern* an Fragen der Geschichte.

Ausblicke

Über das letzte Drittel der Geschichte der Berliner Gelehrtensozietät will ich nur wenige Worte verlieren. Dafür gibt es triftige Gründe. In dem uns

hier interessierenden Wissens- und Wissenschaftsgebiet reflektierten sich die wechselvollen gesellschaftlichen Umstände in der Akademie schon immer in Widersprüchen. Aber die Konflikte, die das soeben zu Ende gegangene 20. Jahrhundert in dieser Hinsicht an den Tag brachte, stellten alles bisherige in den Schatten. Denken wir nur an Einflüsse, die von zwei verheerenden Weltkriegen, von vordringenden reaktionären und faschistischen Tendenzen ausgingen. Aber auch an die Konflikte, die der „kalte Krieg" mit sich brachte. Vergessen wir auch nicht die geschichtlich präzedenzlose, durch Rechtsbruch und Enteignung gekennzeichnete Liquidationspraxis der Berliner Obrigkeit gegen die Gelehrtensozietät anfangs der 90er Jahre. Hier sind heutzutage Urteile, die nicht durch der politischen Parteiungen Haß und Gunst vorgeprägt oder ver- oder entstellt sind, schwerlich möglich. Das erstens. Um so mehr bedarf es, zweitens, der intensiven Forschung über diese Zeit auf unserem Gebiet. Aber damit stehen wir und nicht nur wir noch am Anfang.

Die Zeit um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert und die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts brachte eine ganze Reihe von Denkern hervor, die sich in theoretischen Fragen der Geschichte verdient machten. Aber wer in der Mitgliederliste unserer Akademie Ausschau hält, der wird von ihnen wenig finden. So fehlt sonderbarer Weise schon Jacob Burckhardt, Historiker mit eminent theoretischem Sinn und differenziertem Verhältnis vor allem zu Hegels Geschichtsphilosophie, und es fehlt auch der Historiker Karl Lamprecht. Es fehlen Max Weber, Ferdinand Tönnies, Josef Schumpeter, es fehlt der ganze Marburger Neukantianismus, der den „ethischen Sozialismus" hervorbrachte, es fehlen Rechtsphilosophen und Rechtstheoretiker wie Gustav Radbruch oder Hermann Heller, es fehlen die Vertreter der ursprünglichen Frankfurter Schule, und daß Marxisten wie Franz Mehring, Rudolf Hilferding, Karl Kautsky, Antonin Labriola, Max Adler fehlen, erscheint uns als Selbstverständlichkeit. Selbst Historiker vom pazifistischen und/oder linksliberalen Spektrum fehlen fast völlig. Massiv vertreten sind dagegen Historiker wie Georg von Below, Max Lenz oder Eduard Meyer, um nur einige zu nennen, welche unter den Historikern die „Ideen von 1914", die monarchistische, die offen antidemokratische und restaurative Politik der Zwischenkriegszeit und teilweise sogar die faschistisch-völkische Linie repräsentierten.

Auf geschichtsphilosophischem Gebiet ist das Geschehen in der Gelehrtengesellschaft in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine Ne-

gation des von uns besonders hervorgehobenen ersten Jahrhunderts nach Akademiegründung. Bleibt man bei der Hegelschen Terminologie, so könnte man die zweite Jahrhunderthälfte gewissermaßen als Negation der Negation auffassen, die eine über vielfältige Negationsprozesse vermittelte geistige Kontinuität mit dem Anfang sicherstellt. Jedenfalls heben sich die Veränderungen, die in der Mitgliedschaft der Berliner Gelehrtensozietät im Hinblick auf das Gebiet der Geschichtstheorie nach dem zweiten Weltkrieg einsetzten, gegenüber den vorangegangenen Jahrzehnten in unverkennbar positivem Sinne ab. Im Laufe von zwei Jahrzehnten rückte auch auf sozial- und geisteswissenschaftlichem Gebiet eine neue Generation von Forschern und Denkern auf. Ich nenne hier nur die Historiker Alfred Meusel, Walter Markov, Heinrich Scheel und Ernst Engelberg, den Rechtsphilosophen Arthur Baumgarten, den Pädagogen Robert Alt, den Romanisten Werner Krauss, die Ökonomen und Wirtschaftshistoriker Jürgen Kuczynski, Hans Mottek und Gunther Kohlmey, den Marxforscher Auguste Cornu, den Ästhetiker und Musikwissenschaftler Georg Knepler, den Indologen Walter Ruben, die Philosophen Georg Klaus und Ernst Bloch. Ähnliche Tendenzen finden wir in der auswärtigen Mitgliedschaft, worauf ich hier nicht weiter eingehen will.

Die Gelehrtensozietät erhielt Mitglieder, die aus dem antifaschistischen Lager, aus der Emigration, aus den faschistischen Zuchthäusern, aus dem Widerstandskampf kamen. Viele gehörten der organisierten Arbeiterbewegung an, oder sie standen dieser nahe. Sie alle fühlten sich verpflichtet, auch durch ihre wissenschaftliche Arbeit für eine sozial gerechte, solidarische, durch Wissen, Bildung und humanistische Kultur verbundene Welt zu wirken. Vor allem sollte niemals mehr von deutschem Boden Krieg ausgehen. Erstmalig erhielt die marxistische Geschichtskonzeption in der Berliner Gelehrtengesellschaft eine Heimstatt. Tonangebend in der Akademiemitgliedschaft wurden Forscher, die, auch wenn ihr spezielles Forschungsinteresse nicht der Geschichtsphilosophie galt, ein breites geschichtsphilosophisches Interesse, Kooperationsbedürfnis, Gesichts- und Wirkungsfeld entwickelten. Die gesellschaftswissenschaftlichen Klassen waren – ich kann mich nicht erinnern, jemals etwas anderes erlebt zu haben – Foren des interdisziplinären Dialogs. Und die interdisziplinäre Debatte, bei der geschichtsphilosophische Fragestellungen entweder direkt im Zentrum standen oder doch immer mitspielten, trug Früchte, zumal sie oft auch die Mitwirkung von Vertretern natur- und technikwissenchaftlicher

Disziplinen einschloß. Ich will mit alledem durchaus nicht sagen, diese Entwicklung der Gelehrtensozietät sei ohne Fehl und Tadel gewesen. Wenngleich Plenum und Klassen in der wissenschaftlichen Arbeit, in den wissenschaftlichen Diskussionen und auch in Zuwahlentscheidungen ein hohes Maß an Unabhängigkeit wahrten, blieb die politische Reglementierung nicht aus, wie allein die Vorgänge um die Akademiemitgliedschaft Ernst Blochs zeigten. Ernsthaft beeinträchtigt wurde die wissenschaftliche Arbeit in vieler Hinsicht durch die mit den sinnlosen Frontstellungen des kalten Krieges verbundenen Einseitigkeiten und Verkrampfungen. So gilt auch hier der Satz Hegels, daß überall in der Welt nichts ist, worin nicht der Widerspruch nachgewiesen werden kann und muß. Wenn ich alles in allem nehme, so muß ich aus der Sicht des Geschichtsphilosophen sagen, daß eine Entwicklung eingesetzt hatte, die wissenschaftsgeschichtlich bedeutsam war. Die rein machtpolitisch diktierten Auflösungsaktionen der Berliner Obrigkeit anfangs der 90er Jahre sind auch im Hinblick auf die Bearbeitung theoretischer Probleme der Geschichte Akte intellektueller Unredlichkeit und der Kulturbarbarei. Das soll hier in klarer Konfrontation zu den dummen Possen intellektueller Unredlichkeiten des momentan grassierenden Zeitgeistes gesagt werden.

Fußnoten

1 Vgl. Herta Nagl-Docekal: Ist Geschichtsphilosophie heute noch möglich? In: Der Sinn des Historischen. Geschichtsphilosophische Debatten. (Hrsgg. von H. Nagl-Docekal. Frankfurt a. M. 1996); Heinz Dieter Kittsteiner. Geschichtsphilosophie nach der Geschichtsphilosophie. Plädoyer für eine geschichtsphilosophisch angeleitete Kulturgeschichte. In: DZfPh. H. 1/2000.

2 Hans Heinz Holz: Leibniz und das *commune bonum*. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät. Bd. 13. Jg. 1996. H. 5.

3 „Die 'Theodize' ist also die Geschichtsphilosophie auf der Frühstufe der Aufklärung." (Hans Heinz Holz: Gottfried Wilhelm Leibniz. Eine Monographie. Leipzig 1983. S. 70)

4 Ich würde keinerlei Bedenken tragen, hier den Terminus „Fortschritt" zu verwenden, wenn ich sicher sein könnte, daß mit ihm nicht von vornherein moralische und soziale Wertungen verbunden würden.

5 Max Weber beharrte in seinem Artikel „Objektive Möglichkeit und adäquate Verursachung in der historischen Kausalbetrachtung" gegen den Historiker Eduard Meyer nachdrücklich und zu Recht darauf, daß die historische Wissenschaft geschichtliche Möglichkeiten aufdecken muß. Schon die historische Beurteilung von Handlungen setzt voraus, daß mögliche Handlungsalternativen berücksichtigt werden. (Ges. Aufsätze zur Wissenschaftslehre, 5. Aufl., hgg. v. J. Wickelmann. Tübingen 1982, S. 266ff.) Ebenso zu Recht entwickelt Karl Acham (Grundlagenprobleme der

Geschichtswissenschaft. In: Enzyklopädie der geisteswissenschaftlichen Arbeitsmethoden. 10. Lieferung. München 1974. S. 14), den Gedanken, Geschichte sollte als „Ensemble von Möglichkeiten" konzipiert werden, von denen der realisierte Teil uns als sogenannter Geschichtsverlauf bekannt ist. Vgl. auch Karl-Georg Faber: Theorie der Geschichtswissenschaft. München 1982. S. 38f.

6 Karl Marx: Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. In: MEW Bd. 8. S. 115.

7 Richard J. Evans: Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis. Frankfurt/NewYork 1999. S. 181.

8 Die Dringlichkeit einer solchen Arbeit wird deutlich bei Jörn Rüsen (Hg.): Westliches Geschichtsdenken. Eine interkulturelle Debatte. Göttingen 1999.

9 Hans Heinz Holz: Gottfried Wilhelm Leibniz. S. 195.

10 Herder wurde 1787 Akademiemitglied.

11 Kant wurde 1786 Aklademiemitglied.

12 Lessing war 1760 sehr zum Ärger von Friedrich II., der zum deutschen Geistesleben herzlich wenig Affinität hatte, Akademiemitglied geworden.

13 Jörn Rüsen: Die Zukunft der Vergangenheit. In: Zukunft der Geschichte. Historisches Denken an der Schwelle zum 21. Jahrhundert. Berlin. 2000. S. 175.

14 Vgl. Steffen Dietzsch/Birgit Dietzsch: Nachwort. In: Immanuel Kant: Von den Träumen der Vernunft. Kleine Schriften zur Kunst, Philosophie, Geschichte und Politik. Leipzig/Weimar 1979. S. 535ff.

15 Vgl. K. Marx: Thesen über Feuerbach. In: MEW Bd. 3. S. 5.

16 Vgl. Steffen Dietzsch: Vom transzendentalen zum geschichtlichen Denken. In: Wolfgang Förster (Hrsg.): Gesellschaftslehren der klassischen bürgerlichen Philosophie. Studien zur Vorgeschichte des historischen Materialismus (II). Berlin 1983

17 Karl Marx: Kritik der Hegelschen Dialektik und Philosophie überhaupt. In: MEW. Ergänzungsband. Erster Teil. S. 577.

18 Karl Marx an P. W. Annenkow. In: MEW Bd. 4. S. 548.

19 Karl Marx/Friedrich Engels: Die deutsche Ideologie. In: MEW Bd. 3. S. 27.

20 Karl Marx: [Thesen über Feuerbach]. In: MEW Bd. 3. S. 6.

21 Vgl. hierzu Georg Lukács: Die Zerstörung der Vernunft. Berlin 1954. S. 102.

22 Vgl. Werner Krauss: Studien zur deutschen und französischen Aufklärung. Berlin 1963. S. 187.

23 Siehe vor allem Friedrich Engels: Brief an J. Bloch vom 21./22. September 1890. In: MEW Bd. 37. S. 464. Übrigens findet sich dieser Gedanke um dieser Zeit auch bei Wilhelm Wundt, Mitglied unserer Akademie seit 1900 (Ethik. Eine Untersuchung der Tatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens. Stuttgart 1892).

24 Vgl. Heinz und Ingrid Pepperle: Einleitung. In: Die Hegelsche Linke. Dokumente zu Philosophie und Politik im deutschen Vormärz. (Hgg. von H. Pepperle und I. Pepperle). Leipzig 1985; Martin Hundt: Was war der Junghegelianismus? In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät. Bd. 39(2000)4 (im Druck).

25 Karl Marx/Friedrich Engels: Die deutsche Ideologie. In: MEW 3, 27.

26 Leopold von Ranke: Zur eigenen Lebensgeschichte. Leipzig 1890. S. 239.

27 Croce war seit 1925 Akademiemitglied; er trat 1950 aus der Akademie aus.

27a Wie Jörg Schreiter dazu treffend feststellt (vgl. Hermeneutik – Wahrheit und Verstehen. Berlin 1988, S. 119).

28 Richard J. Evans: Fakten und Fiktionen. A.a.O. S. 109.

29 So kann nach Baumgartner „auch die objektive Geschichte nur als ein Wissen, und nicht als wissensunabhängig aufgefaßt werden" (Hans Michael Baumgartner: Thesen zur Grundlegung einer transzendentalen Historik. In: Seminar: Geschichte und Theorie. (Hg.: Baumgartner, Jörn Rüsen) Frankfurt a. M. 1976. S. 276). Er spricht von der „Unmöglichkeit, Geschichte überhaupt noch als einen objektiven Prozeß zu verstehen" H. M. Baumgartner: Kontinuität und Geschichte. Zur Kritik und Metakritik der historischen Vernunft. Frankfurt a. M. 1972. S. 251, und er fordert, Geschichte „ausschließlich als ein Bewußtseinsphänomen" zu begreifen (Ebenda S. 253) Ähnlich sagt der Wiener Philosoph Hans-Dieter Klein, „daß die Geschichte keine Existenz hat unabhängig vom Geschichtsbewußtsein, welches verschiedene Ereignisse zu einer Geschichte zusammenschließt." (H.-D. Klein: Geschichtsphilosophie – eine Einführung. Wien 1984. S. 57). Und Jörn Rüsen in weitgehendem Anschluß an Droysen: „Die Geschichte erhebt als Wissenschaft methodisch geregelt den fundamentalen, durch Ideen konstituierten inneren geschichtlichen Zusammenhang zeitlicher Veränderungen des Menschen und seiner Welt aus den Quellen." (J. Rüsen: Der Teil des Ganzen. Über historische Kategorien. In: Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik. Bd. 6. München 1990. S. 302).

30 Herbert Schnädelbach: Philosophie in Deutschland 1831–1933. Frankfurt a. M. 1983. S. 52f.

31 Vgl. Wolfgang Eichhorn: Schwierigkeiten historischen Denkens. In: Gibt es erledigte Fragen an die Geschichte? (hgg. von Wolfgang Küttler und Helmut Meier). Berlin 1996. S. 21f.

32 Siehe Friedrich Engels: Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaften. In: MEW Bd. 20. S. 82ff.

33 Hans Heinz Holz: Welt-Ort und Zeit-Stelle. Bemerkungen zum Verhältnis von Wahrheit und Geschichtlichkeit. In diesem Band S. 47–57.

34 Richard J. Evans: A.a.O. S. 243.

35 Karl Georg Faber: Theorie der Geschichtswissenschaft. München 1982. S. 11.

Mitteilungen der Leibniz-Sozietät

Herbert Hörz

300 Jahre Leibnizsche Gelehrtensozietät in Berlin

Bericht des Präsidenten zum Leibniztag 2000

Vor 300 Jahren wurde unsere Gelehrtensozietät begründet. Ihre wechselvolle Geschichte haben wir, bis in die neueste Zeit, in Vorträgen der Klassen, des Plenums, auf Kolloquien und Konferenzen, sowie in der Stellungnahme des Vorstands behandelt. Dabei ging es um die Fragen: Was ist akademiewürdig? Sind Akademien noch zeitgemäß? Welchen Platz nimmt unsere Sozietät ein?

Wenn in der Geschichte neue Bedingungen Reformen der Akademie verlangten, dann wurden sie nicht immer freiwillig durchgeführt. Nach der französischen Revolution leugnete der Kurator der Berliner Akademie Graf von Hertzberg in einem Akademievortrag 1789 die Notwendigkeit von revolutionären Wandlungen in Preußen, da Monarch und Monarchie den Zeitinteressen entsprächen. Der Reformgedanke blieb und fand seinen Ausdruck dann im neuen Statut von 1812. Das Kalenderprivileg, die Finanzierungsquelle der Akademie, wurde aufgehoben und die Akademie durch den Staat finanziert. Die Akademie öffnete ihre Publikationen auch Nichtmitgliedern. Diese Reform erwies sich bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts als tragfähig.

Wir stehen nun vor neuen Aufgaben. Ein Kalenderprivileg haben wir nicht. Der Staat hat uns das Vermögen der Berliner Leibnizsozietät genommen, finanziert uns jedoch nicht. Trotzdem sei festgehalten: Wir stehen in der Tradition der Leibnizschen Gelehrtensozietät in Berlin und haben als Leibniz-Sozietät, erschwert durch die uns aufgezwungenen Bedingungen der Abwicklung, das Reformprojekt von 1990 verwirklicht. Wir sind eine wissenschaftlich autonome, interdisziplinär arbeitende, pluralistisch zusammengesetzte und staatsferne Gelehrtensozietät, die durch ihre wissenschaftlichen Leistungen einen wichtigen Platz in der scientific community einnimmt.

Traditionslinien und Aufgaben einer Akademie

Betrachtet man die Geschichte der Akademien, so ist das von Platon 387 v. u. Ztr. eingeführte Gespräch zur philosophischen Bildung im Haine des Heros Akademos sicher wichtig für die Namensgebung. Eine Akademie ist jedoch, in unserem Verständnis, bestimmt nicht nur eine Philosophenschule, obwohl Philosophie als Welterklärung, Ideengenerator, Methodologie und Ethik in jeder Akademie eine wichtige Rolle spielen sollte, denn sie kann Brücken zwischen den zwei Kulturen, der mathematisch-naturwissenschaftlichen einerseits und der sozial- und geisteswissenschaftlichen Arbeits- und Denkweise andererseits schlagen. Allerdings darf sie dann nicht der derzeitig vorwiegenden Haltung spezialisierter Philosophen in Deutschland folgen, die nur auf ihre Einflusssphären bedacht sind, keinen in ihre Gefilde eindringen lassen und sich dadurch profilieren, dass sie jede neue Idee erst einmal in ihren Schwächen sehen, um sie nicht aufkommen zu lassen. Das ist mit unseren Grundsätzen der Interdisziplinarität und Pluralität nicht vereinbar. Es ist die Philosophie, einschließlich des philosophischen Strebens und Denkens jedes Spezialisten, die Gedankenreichtum fördern, zündende Ideen entwickeln und so ihrer heuristischen Rolle in einer interdisziplinär zusammengesetzten Wissenschaftlergesellschaft, eben einer Akademie, gerecht werden soll.
Mit der Entwicklung der modernen Wissenschaft entstanden im 17. Jahrhundert neue Gelehrtengesellschaften. Zu ihnen gehören italienische Vereinigungen, die Royal Society, die französische Akademie und andere Einrichtungen, einschließlich unserer Vorgängerin, deren Einrichtung am 19.3.1700 beschlossen wurde. Am 11. Juli 1700 unterzeichnete der Kurfürst Stiftungsbrief und Generalinstruktion der „ Brandenburgischen Societät der Wissenschaften" in Berlin, deren erster Präsident Gottfried Wilhelm Leibniz war. Am 3.6.1710 wurde das erste Statut verkündet und die Sozietät am 19.1.1711 feierlich eröffnet.

Friedrich II., auch der Große genannt, weil er die größte Macht für Preußen anstrebte, als Aufklärer angesehen wurde und der Wissenschaft sicher mehr zugetan war als sein Vater, meinte: Die Akademie ist nicht zur Parade da. In einem Staat, für den Soldaten das Rückgrat bildeten, ist das sicher ein Hinweis auf ihre besondere Rolle und als akademiefreundliche Bemerkung zu werten. Wozu ist sie jedoch dann da? Eine Frage, die sich nach 300 Jahren für die legitime Nachfolgerin der

Leibnizschen Akademie in Berlin, für unsere Leibniz-Sozietät, unter neuen Bedingungen stellt.

Im Laufe der Akademiegeschichte sind verschiedene Existenzweisen erprobt worden. Dabei haben sich Grundaufgaben gezeigt, die eine Akademie erfüllen kann:

Erstens geht es um die **Erkenntnisfunktion.** Im Statut von 1812 unserer Sozietät wird im ersten Paragraphen festgehalten: „Der Zweck der Akademie ist auf keine Weise Vortrag des bereits bekannten und als Wissenschaft Geltenden, sondern Prüfung des Vorhandenen und weitere Forschung im Gebiet der Wissenschaft." Zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält, gehört zu dem Grundanliegen kreativer Menschen, die neugierig sind und sich über die Widersprüche zwischen Vorstellung und Wirklichkeit, zwischen verschiedenen Theorien und Weltbildern wundern. Nach biblischer Darstellung zwang der Sündenfall die Menschen dazu, sich neue Erkenntnisse zu verschaffen, um zu existieren, was das Leben sicher interessanter machte, als es die Langeweile eines Paradieses gestattet hätte. So hat eine Akademie Beiträge zum Weltfundus der Wissenschaften zu leisten. Das betrifft nicht nur die Formulierung neuer Prinzipien und die Aufdeckung bisher unbekannter Regularitäten und Gesetzmäßigkeiten des natürlichen, gesellschaftlichen, technischen und psychischen Geschehens, sondern auch die theoretischen und praktischen Konsequenzen aus diesen Einsichten, die Umwandlung von Entdeckungen in Erfindungen. Grundlegende Prinzipien und Gesetze sind in den letzten Jahren kaum entdeckt worden. Die Kenntnis über die Mechanismen von gesetzmäßigen Vorgängen in allen Bereichen menschlichen Verhaltens und Gestaltens hat sich jedoch enorm erweitert.

Zweitens hat die Akademie eine **Initiativfunktion,** indem sie aus dem interdisziplinären Gespräch auf Tendenzen und Trends der Forschung aufmerksam macht, die weiter zu verfolgen sind. Die Realisierung der Forschungsaufgaben kann dann durch die Akademie, in Kooperation mit anderen Einrichtungen, durchgeführt werden, wenn sie selbst entsprechende Forschungseinrichtungen besitzt. Das war in der Akademie der Wissenschaften in Berlin nach 1945 der Fall, über deren Erfahrungen auf der Konferenz „Die Berliner Leibnizakademie nach 1945, Erfahrungen zum Werden und Wirken der Akademie" von den Gestaltern der Prozesse berichtet wird.

Drittens ist die **Bildungsfunktion** zu beachten. Sie betrifft keineswegs nur die Forderung nach Verbreitung der Wissenschaft außerhalb des Gremiums, sondern auch die Information über neueste Erkenntnisse innerhalb der Akademie als Anregung zur Prüfung von Methoden und Resultaten in anderen Bereichen. Kreative Leistungen entstehen meist durch das Zusammentreffen verschiedener Erkenntnislinien.

Viertens hat jede Akademie eine **Beraterfunktion** für die Gesellschaft. Abhängig vom politischen Umfeld kann sie dieser mehr oder weniger gut nachkommen. Sie wird sie in Anspruch nehmen, auch dann, wenn die Forderungen danach von gesellschaftlicher Seite nicht immer gestellt werden.

Fünftens haben Akademien **Preisaufgaben** gestellt und Preise verliehen. Nimmt man diese Aufgaben einer Akademie ernst, dann können sie auch heute noch durch eine Gelehrtengesellschaft mehr oder weniger gut erfüllt werden.

Ist unsere Sozietät als Akademie zeitgemäß?

Es ist nicht leicht, aus der Vielzahl von Informationen, die in den Vorträgen unserer Sozietät enthalten sind, die herauszufiltern, die dem Anspruch der charakterisierten Erkenntnisfunktion genügen. Am deutlichsten zeigt sich das noch in den Natur- und Technikwissenschaften. So wurde in der Sitzung der Klasse Naturwissenschaften am 13.04.00 erstmalig der größte gegenwärtig existierende chemisch hochreine und kristallographisch perfekte Einkristall aus dem Isotop 28 des Silizium präsentiert.
Im Zusammenhang mit der Initiativfunktion sei auf die verschiedenen Projekte verwiesen, die von der Leibniz-Sozietät organisiert werden. Die im September 1999 durchgeführte Konferenz „Das Jahrhundert des Kindes – zwischen Hoffnung und Resignation" stellte sich der Frage, was emanzipatorische pädagogische Bewegungen bisher erreicht haben und wie es weiter gehen soll. Nun wird unter der Koordination von Dieter Kirchhöfer ein Projekt „Kindheit in der DDR" erarbeitet. Die zu Ehren von Wolfgang Eichhorn im Februar durchgeführte Konferenz „Geschichtsphilosophie heute" wird inhaltlich unter dem Titel „Perspektiven der Gesellschaftsformation und -evolution" (Koordinatoren: Wolfgang Küttler

und Wolfgang Eichhorn) weitergeführt. Weitere Projekte sind: Rezeption und Metamorphose chinesischer Philosophie im Europa des 17. und 18. Jahrhunderts (Koordinatoren: Hans Heinz Holz und Siegfried Wollgast), Evolutionsforschung als Rekonstruktion der Vergangenheit (Koordinator: Rolf Löther), Herausbildung der Allgemeinen Technologie (Koordinator: Ernst-Otto Reher). Die Sammlung von Erfahrungen der Akteure aus der Berliner Akademie nach 1945 wird weitergeführt. Geprüft wird die Möglichkeit eines weiteren Projekts nach der Durchführung des Kolloquiums „Die Verschiedenheit von Kulturen und das Sprachproblem" am 14.10.2000, für das Wolfdietrich Hartung, Berlin, und Alissa Shethar, New York, verantwortlich sind.

Der Bildungsfunktion entsprechen wir mit unserem umfangreichen Vortragsprogramm, das zugleich die Erkenntnis- und Initiativfunktion erfüllt. Entsprechend unserer Ankündigung auf dem vorhergehenden Leibniztag war eine Plenarsitzung dem Kosovo-Konflikt, seinen historischen Ursachen und Aussichten gewidmet. Das Spektrum der Themen in Plenum und Klassen umfasste physikalische, chemische, mathematische, technische, medizinische, psychologische, ökonomische, historische, soziologische, literaturwissenschaftliche, wissenschafts- und erkenntnistheoretische Probleme und dokumentiert die Breite der geistigen Potenzen in unserer Sozietät. Die lebhaften Diskussionen zeigen das Interesse auch derer, die sich nicht speziell mit den vorgetragenen Problemen befasst haben.

Entsprechend unserer Programmlinie für das Akademiejubiläum, uns mit der Geschichte der Akademie gründlicher zu befassen, haben wir, neben den historischen Vorträgen in Plenum und Klassen, am 14.4.2000 das Kolloquium „Akademische Wissenschaft im säkularen Wandel – 300 Jahre Akademie in Berlin" durchgeführt, das von Hubert Laitko organisiert und geleitet wurde. Es war der historischen Entwicklung der Berliner Wissenschaftsakademie gewidmet, wie auch dieser Leibniztag mit seinem Festvortrag über das Leibnizsche Prinzip „theoria cum praxi". Auf dem Kolloquium trat unser Vorstandsmitglieds Conrad Grau auf. Er zog, kurz vor seinem Tod, in seinem Referat eine Bilanz seiner Forschungsarbeit zur Akademiegeschichte und zeigte, wie kompliziert die Anfangsjahre der Akademie waren, welchen Intrigen der Präsident Leibniz ausgesetzt war, welche Rolle die Brüder Jablonski spielten, wie die Obrigkeit die Arbeit hemmte und förderte. Die schnelle Veröffentlichung der Materialien ist unsere Ehrung für den aktiven Mitstreiter in unserer Sozietät.

Leider steht uns der Nestor der Akademiemitarbeiter, unser Vizepräsident Johannes Irmscher, nach seinem Ableben, nicht mehr zur Verfügung. Er hat sich als anerkannter Byzantinist und Neogräzist für die Entwicklung der Sozietät eingesetzt und war bis zum Ende seines Lebens wissenschaftlich aktiv. Das Ehrenkolloquium zu seinem 80. Geburtstag am 14.9.00, auf dem er zu den Grundfragen seiner Disziplin reden wollte, kann so nicht stattfinden. Wir würdigen mit einer wissenschaftlichen Plenarsitzung an diesem Tag seine Leistungen.

Die Beraterfunktion nahm unsere Sozietät schon früher mit ihrer Stellungnahme zur Sprachreform wahr. Da sich die Regierungskoalition nun doch mit der inhaltlichen und finanziellen Bildungsmisere umfassender auseinandersetzen wird, ist auch die Sozietät gefragt. Der Vorstand hat sich mit vorbereitenden Materialien unserer Mitglieder Christa Uhlig, Dieter Kirchhöfer, Bodo Friedrich und Gerhart Neuner befasst. Als Ausgangspunkt für konkrete Beiträge zum geplanten Bildungsforum ist festgehalten: „Die Mitglieder der Leibniz-Sozietät sehen in Bildung eine wesentliche Voraussetzung für die freie Entfaltung der Persönlichkeit jedes Bürgers und auf dieser Grundlage auch eine Ressource wirtschaftlicher Effektivität und politischer Partizipation. Bildung kann deshalb nicht auf die Anpassung an aktuelle wirtschaftliche Zwänge und auf kurzzeitig wirkende Qualifikationen reduziert werden, sondern resultiert aus einem humanistischen und in einer kulturellen Tradition stehenden Menschenbild. In einer möglichst allgemeinen, fundamentalen und auch methodischen Bildung liegt die Chance, menschliche Souveränität und individuelle Handlungsfähigkeit auch unter sich verändernden globalen Bedingungen zu sichern." Wir werden mit Beiträgen von Mitgliedern an der Internet-Diskussion teilnehmen und den Klassen einen Entwurf für eine Stellungnahme an das Bildungsforum bis Dezember zur Beratung vorlegen.

Durch die Stiftung eines Preises für Geisteswissenschaften im Sinne von Leibniz durch Frau Markun-Holz können wir heute auch der Aufgabe einer Akademie entsprechen, würdige Arbeiten junger Wissenschaftler auszuzeichnen.

Seit Mitte Februar stellen wir uns mit eigener Homepage im Internet vor. Die Seite wurde konzeptionell und inhaltlich von Wolfgang Eichhorn, Klaus Steiger und Herbert Wöltge erarbeitet. Wesentlich zur grafischen Gestaltung beigetragen hat der Verein INBITEC unter Leitung von

Dr. Karl Andert, eine Nachwende-Ausgründung aus dem ehemaligen Forschungszentrum in Buch. Wer Interesse an unserer Arbeit hat, kann sich informieren und an den Debatten mit eigenen Beiträgen teilnehmen. Wir brauchen die Zuarbeit unserer Mitglieder. Deshalb bittet der Vorstand, den Redakteur der Seite, Wolfdietrich Hartung, zu unterstützen. „Leibniz-Intern", für deren Herausgabe vor allem Herbert Wöltge und anderen Mitgliedern zu danken ist, bringt wichtige Nachrichten und informiert auch die Mitglieder, die keine Internetbenutzer sind.

Das Fazit ist: Unsere Sozietät ist eine zeitgemäße Akademie, die deren Hauptaufgaben nachkommt. Eine Akademie ohne Forschungsbasis, wie unsere Sozietät, muß sich auf ihre eigenen Tugenden besinnen. Das sind Prinzipiendiskussionen, interdisziplinäre Erörterung, Weltbildfragen und Projekte mit Kooperationspartnern.

Kooperation

Die Zusammenarbeit mit der BBAW geht weiter. Sie basiert bisher auf der Mitarbeit von Mitgliedern der Leibniz-Sozietät in Vorhaben und durch deren Vorträge und Diskussionen auf Konferenzen der BBAW, im letzten Jahr vor allem zur Akademiegeschichte, könnte jedoch erweitert werden.

Es gibt Überlegungen im Vorstand, auch mit ausländischen Akademien zu gemeinsamen Vorhaben zu kommen, die vor allem die Wissenschaftsbeziehungen dieser Länder zu Deutschland betreffen könnten. Dazu sind Initiativen unserer Mitglieder gefragt, die anderen Akademien angehören. Durch die Aktivitäten und die Zuwahl ausländischer Mitglieder existieren bereits Beziehungen zu solchen Einrichtungen.

Wissenschaftliche Mitteilungen von Kooperationspartnern wurden in den Klassensitzungen vorgetragen, könnten jedoch noch einen größeren Platz einnehmen. Die von der Sozietät veranstalteten Kolloquien wurden durch Nichtmitglieder bereichert, was als Ausdruck eines wichtigen Kooperationsstrangs zu betrachten ist.

In vielen Gesellschaften und Vereinen, in anderen Akademien und Bildungseinrichtungen wirken unsere Mitglieder aktiv mit. Es wäre angemessen, öfter darüber in den Klassen durch kurze schriftliche oder mündliche Mitteilungen zu berichten. Unsere Überlegung, die Zusammenarbeit mit anderen Gesellschaften zu verstärken, hat sich im Zusammenhang mit dem Akademiejubiläum mit der Comenius-Gesellschaft realisiert.

Ein neuer Weg könnte sich über regionale Aktivitäten von Mitgliedern der Leibniz-Sozietät erschließen. Unser Mitglied Gerd Laßner informierte den Vorstand über die Konferenzserie „Augustusburg Conference of Advanced Science", die nicht nur auf das Interesse der nationalen und internationalen Fachwelt gestoßen ist, sondern auch gesellschaftliche Anerkennung durch die staatlichen Autoritäten der Region gefunden hat. Der Gedanke ist, die Konferenzen zu einer repräsentativen Veranstaltungsreihe der Sozietät zu entwickeln. Das liegt in der Linie, die regionalen Aktivitäten der Sozietät über die Mitglieder, die in einer Region leben und wirken, zu verstärken. Das könnte durch den Aufbau von regelmäßigen Veranstaltungen in Kooperation mit bestehenden Einrichtungen, mit Gesellschaften, mit der Berliner und der Neuen Urania, mit der Rosa-Luxemburg-Stiftung, mit anderen Vereinen erfolgen und entweder der Behandlung wissenschaftlicher Themen dienen, um die geistigen Kapazitäten der Sozietät noch besser zu nutzen oder zum Aufbau eines Kreise Junger Wissenschaftler genutzt werden, da die Sorge um den Wissenschaftlernachwuchs keinen Bogen um unsere Sozietät macht.

Sozietät, Staat und Politik

Die Diskussion um die legitime Nachfolge der Leibniz-Akademie hat in diesem Jahr Auftrieb bekommen und schlägt sich manchmal sogar in der Presse nieder. Dieter Simon, Präsident der BBAW, beschäftigte sich mit der Berliner Akademie in seinem 1999 erschienenen Brevier „Das Berliner Projekt". Er stellt dort fest, dass die Gelehrtensozietät der AdW der DDR „die Trägerin eines erneuerten Akademiegedankens hätte sein können und sollen", eine dem Einigungsvertrag entsprechende Entscheidung wurde nicht gefällt. Der Wissenschaftssenator hielt mit der Gründung der BBAW die Gelehrtensozietät für gegenstandslos und teilte den Mitgliedern das Erlöschen der Mitgliedschaft mit. Damit wurden sie, wie Simon schreibt, „akademie-heimatlos". Die Leibniz-Sozietät sieht er als privatrechtlichen Idealverein „zu dem sich die BBAW kollegial verhält."

Im Brief des Ehrenpräsidenten und Präsidenten vom 9.12.1999 an den Vorsitzenden der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften, Clemens Zintzen, machten wir darauf aufmerksam, dass die BBAW eine Neugründung aus dem Jahre 1992 ist. „Es besteht keine sachliche und personelle Kontinuität zur Akademie der Wissenschaften der DDR bzw.

der Deutschen Akademie der Wissenschaften und der dieser vorangehenden Preußischen Akademie. ... Die Bezeichnung der BBAW als vormals Preußische Akademie ist eine Fiktion." In seiner Antwort vom 13.1.2000 bemerkte Herr Zintzen: „Die Rechtsnachfolge der Preußischen Akademie stellt eine Frage mit vielen rechtlichen Aspekten dar, die zwischen Ihnen und der BBAW zu verhandeln ist. Die Union hat sich auch Anfang der 1990er Jahre nicht in diese Diskussion eingeschaltet."

Im Januar hatte ich mich an die damalige Wissenschaftssenatorin Frau Thoben mit der Darlegung unseres Standpunkts und dem Antrag auf finanzielle Unterstützung gewandt, der im März mit dem Hinweis auf die Haushaltssituation abschlägig beschieden wurde, zugleich mit dem Wunsch, dass die Leibniz-Sozietät sich auch weiterhin für die Förderung der Wissenschaften engagiert, wozu uns viel Erfolg gewünscht wurde.

Da auf der Festsitzung der BBAW am 1. Juli der Bundespräsident Rau, die Bundesministerin Bulmahn und der Regierende Bürgermeister Diepgen sprechen werden, habe ich an diese Vertreter der politischen Obrigkeit Schreiben gesandt, in denen unser Standpunkt dargelegt wurde, dass unsere Sozietät die legitime Nachfolgerin der Leibnizschen Akademie ist. Uns ist klar, dass der Staat die öffentlich-rechtliche Akademie in ihren Leistungen würdigen wird, wir wollten jedoch davor warnen, historischen Legenden nachzulaufen, die einer Prüfung nicht standhalten. Zugleich wurde der Antrag auf Zuschüsse an Bund und Land erneuert und eine Einladung zu einer Ansprache auf unserem Leibniztag ausgesprochen, die von allen aus Termingründen mit den besten Wünschen für unsere Arbeit abgesagt wurde.

Das Bundespräsidialamt teilte mit, dass der Bundespräsident mit großer Aufmerksamkeit von unserem traditionellen Leibniztag erfahren habe, mit dem wir die 300 Jahre Akademie in Berlin feiern und er wünsche uns viel Erfolg. Frau Bundesministerin Bulmahn verweist auf die Länderfinanzierung der Akademien und freut sich über unser großes Engagement. Im Auftrag des Regierenden Bürgermeisters teilte die Senatskanzlei auf unsere Darlegungen mit: „Auch wenn eine Traditionsnachfolge Ihrer Gesellschaft mit der Gelehrtensozietät nicht zu verkennen ist, besteht eine direkte Rechtsnachfolge mit der Wissenschaftsakademie nicht. Unabhängig hiervon sollte aber im Mittelpunkt der Überlegungen stehen, wie die wissenschaftliche Arbeit Ihrer Sozietät dauerhaft und finanziell gesichert fortgeführt werden kann." Mit Hinweis auf den Sparkurs wird

die Suche nach privater Unterstützung empfohlen und darauf verwiesen, dass die BBAW ein Interesse an verstärkter Zusammenarbeit habe und vielleicht über diese Kooperation zusätzliche Finanzierungsmöglichkeiten zu erschließen seien.

Herr Simon meinte in einem Schreiben vom 21.3.2000, dass wir sicher keine befriedigende Antwort auf die Erläuterung unseres Standpunkts erhalten würden, den er so auch nicht teile. „Über den Gegenstand sinnvoller Kooperation sollten wir freilich die begonnene Unterredung fortsetzen."

So bleibt als Fazit: Wir werden uns weiter um Kooperation bemühen, finanzielle Unterstützung fordern und unsere wissenschaftlichen Aktivitäten als Nachweis unserer Existenz als reformierter Akademie fortsetzen.

Zur Legitimität der Nachfolge

Ich möchte die Argumente noch einmal zusammenfassen, die uns berechtigen, von der Leibniz-Sozietät als der legitimen Nachfolgerin der von Leibniz gegründeten Akademie der Wissenschaften in Berlin zu sprechen.

Erstens ist die **Mitgliedernachfolge** zu nennen. Eine Akademie wird entscheidend durch ihre Mitglieder geprägt. Durch sie existiert sie überhaupt erst. Ob gewählt oder ernannt, durch Könige oder Kuratoren, durch Mitglieder und Präsidenten vorgeschlagen, die Mitglieder der Kurfürstlich-Brandenburgischen Sozietät der Wissenschaft, der späteren Preußischen Akademie der Wissenschaften, haben ihren Mitgliederbestand selbst erweitert und sich dadurch am Leben erhalten. Durch sie wurde die Deutsche Akademie der Wissenschaften nach 1945 konstituiert. Durch Zuwahlen erweiterte sie und später die AdW der DDR ihren Bestand. Mitglieder der Deutschen und der DDR-Akademie, die sich in der Leibniz-Sozietät 1992 zusammenschlossen, wählten in geheimer Wahl wiederum neue Mitglieder. Die Mitgliedernachfolge ist also durch alle Wirren der Zeit aufrechterhalten worden.

Zweitens handelt es sich um die **Funktionsnachfolge**. Die Leibniz-Sozietät hat im Rahmen ihrer finanziellen Möglichkeiten und des ihr zugestandenen Rechts die Aufgaben der Akademie erfüllt. Nahm die DDR-

Akademie noch das Promotions- und Habilitationsrecht wahr, ernannte Professoren, verteilte Preise und Medaillen für entsprechende Leistungen, gab Gutachten nach Aufforderung ab, wählte den Präsidenten und die Vizepräsidenten und konnte wissenschaftliche Ideen in den Instituten und Einrichtungen realisieren, so ist das teilweise nicht mehr möglich oder nur noch eingeschränkt der Fall. Die wesentlichen Funktionen des Gedankenaustauschs, der Initiierung von Projekten, der Stellungnahmen zu aktuellen Fragen der Wissenschaftsentwicklung werden wahrgenommen, die Sitzungsberichte regelmäßig publiziert, immerhin erschien inzwischen der 34. Band, und Ergebnisse der Arbeit in den „Abhandlungen" dargelegt. Ein Preis wurde ausgelobt und wird heute vergeben.

Drittens ist auf das **Fortführungsgebot des Einigungsvertrags** hinzuweisen. Die unter dem Titel „1992 – Das verdrängte Jahr" in den „Abhandlungen" von H. Klinkmann und H. Wöltge veröffentlichten Dokumente und Kommentare zur Geschichte der Gelehrtensozietät belegen, dass unsere Sozietät die des Einigungsvertrages ist. Die Fortführung war landesrechtlich zu regeln. Abgewandelt gilt das Wort: Doch mit den politisch Mächtigen ist kein fester Bund zu flechten. Wie stolz waren wir, als Präsident Klinkmann vor dem Plenum berichten konnte, aus dem Einigungsvertrag Art. 38, Abs. 2 ist das Wörtchen **„ob"** gestrichen worden. **„Wie"** die Gelehrtensozietät weiter existiere, sei landesrechtlich zu regeln. Ihr Bestand schien gesichert. Das war nicht die einzige Enttäuschung, die die politische Obrigkeit und manche Kollegen in den Entscheidungsgremien den Mitgliedern der Sozietät bereiteten. Nur einige seien genannt: Die Reformvorschläge der Gelehrtensozietät wurden nicht zur Kenntnis genommen. Das für die Sozietät positive Rechtsgutachten von Prof. Dr. Pieroth, Marburg und Prof. Dr. Bernhard Schlink, Bonn/Frankfurt a. Main ignorierte man, auch die Stellungnahme von Prof. Schneider aus Hannover, der als kompetenter Staats- und Verwaltungsrechtler eindeutig betonte, dass mit dem Einigungsvertrag ein „ob" der Weiterführung nicht mehr zur Diskussion stünde und das Gebot der Weiterführung eindeutig festgelegt sei. Der damalige Wissenschaftssenator Erhard hatte sich ein Gutachten von Prof. Dr. Thieme aus Hamburg zu eigen gemacht, der den Fortbestand der Preußischen Akademie als einer Körperschaft öffentlichen Rechts ohne Mitglieder behauptete und die Beziehung der Deutschen Akademie der Wissenschaften zur Preußischen bestritt. Es ist ein Hohn auf die Ge-

schichte von Akademien und nur aus der Sicht von politischen Zerstörern und Rechthabern zu verstehen, die die Gelehrtensozietät unbedingt beseitigen wollten, wenn zu dem rechtlich fragwürdigen Trick gegriffen wurde, die Fiktion einer Akademie ohne Mitglieder aufzubauen, damit die reale Akademie mit Mitgliedern nicht weiterbestehen soll. Die gezielten Schläge gegen die teilweise ahnungslosen Mitglieder der Gelehrtensozietät gingen jedoch noch weiter. Die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (BBAW) wurde durch einen Staatsvertrag neu konstituiert. Die erst im Gespräch stehende Anwartschaft der Mitglieder der Gelehrtensozietät wurde negiert. Eine assoziative Mitgliedschaft kam gar nicht ins Gespräch.. Die Gruppe, die die neuen Mitglieder bestimmen sollte, wurde, zum Nachteil unserer Sozietät, anders, als vorher beschlossen, zusammengesetzt. Man könnte weitere Diskriminierungen aufzählen. Das Ergebnis ist klar: Unter Bruch des Einigungsvertrags wurde die Gelehrtensozietät ihres öffentlich-rechtlichen Status, ihrer Einrichtungen und ihres Vermögens beraubt. Sie sollte aufhören zu existieren.

Viertens ist der Anspruch als legitime Fortsetzerin der Leibnizschen Tradition durch unsere **wissenschaftlichen Aktivitäten** begründet. Der Wunsch der Vernichter jeder Einrichtung mit einer DDR-Identität, die BBAW zur alleinigen Fortsetzerin der Preußischen Akademie zu deklarieren und die Existenz der Deutschen und DDR-Akademie aus der Geschichte zu streichen oder wenigstens zu diskreditieren, geht nicht in Erfüllung. Die Leibniz-Sozietät wirkt, unter den neuen Bedingungen, in der ununterbrochenen Akademietradition in Berlin weiter. Vielleicht gelingt es, durch wissenschaftliche Kooperation mit der BBAW, die der Wissenschaft abträglichen politischen Streitereien um Geschichte und Gegenwart der Akademie in Berlin, so zu kanalisieren, dass die Wissenschaft davon gewinnt. Wir sind bereit, unser geistiges Potential auch in gemeinsame Vorhaben einzubringen.
Damit sind wir wieder bei unserer Arbeit angelangt.

Wie geht es weiter?

Wir wollen den eingeschlagenen Weg einer staatsfernen, wissenschaftlich autonomen, interdisziplinär zusammengesetzten und pluralistisch orientierten Wissenschaftlersozietät, die sich allein der Entwicklung und

Förderung der Wissenschaften verpflichtet fühlt, fortsetzen. Dafür gibt es bestimmte Voraussetzungen. Wir sind nicht mehr nur die wissenschaftliche Heimat der abgewickelten und um die Anerkennung ihrer Leistungen betrogenen Vertreter der wissenschaftlichen Elite der DDR und ihrer Kooperationspartner, denen, ob Nobelpreisträger oder international herausragender Spezialist, ebenfalls 1992 mitgeteilt wurde, sie seien nun keine Akademiemitglieder mehr in Berlin. Durch Zuwahlen erweitert sind wir eine im wissenschaftlichen Leben Berlins, der Bundesrepublik und darüber hinaus, ernst zu nehmende wissenschaftliche Instanz, die Forschungsergebnisse zur Kenntnis nimmt, Neues erarbeitet und Positionen zu aktuellen Fragen vertritt, die der Beachtung durch die entsprechenden Entscheidungsträger wert sind.

Die Aufgaben für eine leistungsstarke Sozietät sind kurz zu nennen und schwer zu realisieren. Sie lauten: Verjüngung und Feminisierung, Pluralität, Interdisziplinarität und finanzielle Unterstützung.

Noch sind die Funktionsträger der Sozietät vor allem die, die nach der Emeritierung Zeit und Kraft in dieses Projekt stecken können. Das erfordert, kontinuierlich an den Nachwuchs zu denken und jüngere Kollegen zuzuwählen, die im aktiven wissenschaftlichen Leben stehen. Ihr Beitrag zu unserer Arbeit sind Berichte über ihre wissenschaftlichen Aktivitäten durch Vorträge, durch wissenschaftliche Mitteilungen an die Klassen oder durch Korrespondenz mit Vorschlägen zur Arbeit. Zu gering ist der Anteil von Frauen in der Sozietät. Wir müssen die gesellschaftlichen Mängel bei der Förderung von Frauen im Wissenschaftsbereich anprangern und uns zugleich bemühen, mehr weibliche Wissenschaftler in die Arbeit einzubeziehen.

Eine pluralistisch orientierte Gelehrtensozietät ist die wissenschaftliche Heimat aller Denker und Querdenker, die sich durch ihre wissenschaftlichen Leistungen das Recht erworben haben, zugewählt zu werden. Wissenschaft ist politikneutral. Wissenschaftler sind es nicht. In unserer Vereinigung pflegen wir die Wissenschaft. Entscheidend sind die theoretischen Argumente und empirischen Belege für die vorgetragenen Auffassungen, unabhängig davon, in welche philosophisch-weltanschauliche Richtung man sich einordnet, ob man bestimmten Ismen kritisch gegenüber steht oder sich einer bestimmten politischen Richtung zugehörig fühlt. Der Grundsatz der Pluralität verlangt Toleranz gegenüber Bekenntnissen und Intoleranz gegenüber Wissenschaftsfeindlichkeit. Wir sind Wahrheitssucher und uns

dessen bewußt, dass es kein Wahrheitsmonopol einer gesellschaftlichen Gruppe oder einer Glaubensrichtung gibt. Jede These fordert zu Gegenthesen heraus und keiner ist im Besitz der absoluten Wahrheit.

Interdisziplinarität ist ein Grundprinzip unserer Akademie, das sich in den Zuwahlen verwirklicht. Es geht darum, die Breite des Wissenschaftsspektrums zu repräsentieren. Die Zuwahl von Psychologen verschiedenster Arbeitsrichtungen und von Technikphilosophen im vergangenen und in diesem Jahr schloss eine Lücke. Andere existieren noch. Es wird Aufgabe der Einladungskommission unter Leitung des Vizepräsidenten Kolditz sein, sich mit Kriterien und Anforderungen an neue Mitglieder zu befassen, um Einseitigkeiten zu überwinden.

Über die finanzielle Unterstützung ist schon einiges gesagt worden. Wir leben von den Beiträgen der Mitglieder und gewinnen nur schwer Sponsoren. Die Stiftung der Freunde der Leibniz-Sozietät hat ihre Aktivitäten verstärkt. Sie wirbt mit einem Flyer, den wir bitten, weiter zu verteilen. Sie orientiert auf Projekte, um für sie Fördermittel zu bekommen. Auch die Vorstöße des Vorstands auf öffentliche Unterstützung als kleine Kompensation für das uns weggenommene Vermögen gehen weiter.

Unsere Sozietät lebt von den Leistungen ihrer Mitglieder. Sie hat sich als privatrechtlich organisierte Wissenschaftsakademie einen unverzichtbaren Platz im wissenschaftlich-kulturellen Leben der Stadt Berlin und des ganzen Landes erworben. Ich danke den Mitgliedern des Vorstands, den Kommissionsvorsitzenden, den Organisatoren von Veranstaltungen, den Referenten und Diskutanten und den vielen aktiven Helfern für die geleistete Arbeit. Wünschen wir uns für das nächste Jahr entsprechende Aktivitäten und Initiativen, um unseren Ruf als Berliner Akademie zu festigen und zu erweitern.

Preis der Leibniz-Sozietät für Gesellschaftswissenschaften verliehen

Anläßlich des 300. Jahrestages der Leibnizschen Akademiegründung im Jahre 1700 hat die Leibniz-Sozietät einen Preis für Geisteswissenschaften ausgeschrieben. Stifterin des Preises ist Frau Silvia Markun-Holz (Schweiz).

Der Preis war für Arbeiten von Wissenschaftler/-innen im Alter bis zu 40 Jahren vorgesehen, die der Leibnizschen Tradition enzyklopädischen Denkens nahe stehen und disziplinübergreifend Probleme behandeln, die die geistige Kultur unserer Zeit bewegen.

Der Preis wurde in den Sitzungsberichten der Leibniz-Sozietät (Band 34/1999), im Mitteilungsblatt der Leibniz-Sozietät *leibniz intern* Nr. 1/ 2000 und auf der Website der Leibniz-Sozietät ausgeschrieben.

Eine von der Leibniz-Sozietät bestimmte Jury hat den Preis an Herrn **Dirk Stederoth** aus Kassel für seine Dissertation „Brechungen des realen Geistes. Ein komparatorischer Kommentar zu Hegels 'Philosophie des subjektiven Geistes'" vergeben.

Aus der Begründung der Jury:
Als Epochenmerkmal der Neuzeit gilt in der Tradition idealistischer Philosophie die konstitutive Rolle der Subjektivität. Zumeist wird dabei das Subjekt als individuelles oder als transzendentales Ich bestimmt. Die von Hegel ausgehende Begründung der Subjektivität im Real-Allgemeinen des geschichtlichen Weltlaufs, die von Marx in der Konzeption des Gattungswesens weitergeführt wird, bleibt in den neueren Subjektivitätstheorien unterbelichtet.

Es ist das Verdienst der Arbeit von Herrn Stederoth, dass er diese Hegelsche Traditionslinie aufnimmt. Während die Mehrzahl der Hegel-Analysen ihren Schwerpunkt bei der Theorie des objektiven Geistes setzt, geht Herr Stederoth in sorgfältigen Analysen der Lehre vom subjektiven Geist nach, untersucht also die Stellung der Hegelschen Anthropologie und Bewusstseinsphilosophie im Zusammenhang des Systems. Die Beziehungen der philosophischen Systematisierung zu den theoretischen Ansätzen in den empirischen Einzelwissenschaften zu Hegels Zeit wer-

den ausführlich dargestellt und so der enzyklopädische und disziplinübergreifende Charakter der Hegelschen Konzeption durchsichtig gemacht. Subjektivität erscheint in der Vermittlung mit den Inhalten der Realphilosophie, Metaphysik und Empirie werden als ein theoretisches Corpus konstruiert. Am Hegelschen Beispiel zeigt sich, dass ein anderer, ebenso im natürlichen wie im geschichtlich-gesellschaftlichen Sein fundierter Subjekt-Begriff gewonnen werden kann, als er in den individualistischen oder transzendentalistischen Philosophien der Gegenwart artikuliert wird. Entgegen dem weit verbreiteten Missverständnis, Hegels Philosophie sei als abgeschlossenes (und damit auch „erledigtes") System zu betrachten, kann Herr Stederoth an der konkreten Durchführung von Hegels Systemgedanken in der Materialität der wissenschaftlichen Inhalte zeigen, dass Hegels Philosophie ein „Projekt in Permanenz" war, dass System und dialektische Methode nicht auseinanderfallen und auseinanderzufallen brauchen und dass das Verfahren der dialektischen Logik „als Projekt in Permanenz auch in unserer Gegenwart fortzuführen ist".

Die Arbeit von Herrn Stederoth erfüllt aufs beste die Intentionen des Ausschreibungstextes am Beispiel eines aktuell relevanten Knotenpunkts der Philosophiegeschichte.

Helmut Steiner

Rezension zu „Wenn jemand seinen Kopf hinhält ..." Beiträge zu Werk und Wirken von Walter Markov

Herausgegeben von Manfred Neuhaus und Helmut Seidel in Verbindung mit Gerald Diesener und Matthias Midell
Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen, Leipzig 1998. 2. Auflage. 263 S.

Walter Markov (1909–1993) war der Doyen der DDR-Geschichtswissenschaft und in der gesamtdeutschen dieses Jahrhunderts einer ihrer unbestechlichsten Vertreter. Der vorliegende, ihm gewidmete Band vereinigt lebendige Erinnerungen an Wechselfälle eines ausgefüllten Lebens und wissenschaftliche Analysen, die an sein wissenschaftliches Schaffen anknüpfen. Der von ihm 1990 entscheidend mitbegründete Leipziger Rosa-Luxemburg-Verein veranstaltete zu seinem Gedenken ein wissenschaftlichen Kolloquium, dessen Materialien in der hier vorliegenden Form ein Spiegelbild von Vielfalt und Anerkennung seines Lebens und Wirkens vermittelt. Der ihm seit Jahrzehnten persönlich verbundene Historiker Walter Grab (Tel Aviv) kennzeichnet ihn als „einen Gelehrten von Weltrang, der sein umfassendes Wissen auf vielen Gebieten mit kosmopolitischer Offenheit verband. Sein wissenschaftliches Werk umspannt sowohl die Untersuchung der Völker und Staatengeschichte des Balkans von der Osmanenherrschaft bis zum modernen Imperialismus als auch die Geschichte des Kapitalismus und die Befreiungsbewegungen der dritten Welt. Im Zentrum seiner Forschungen stand aber die Pariser Volksbewegung im Zeitalter der Französischen Revolution. Er entriß die plebejischen Massen der Anonymität, die den Erfolg der Umwälzung sicherstellten und von der triumphierenden Bourgeoisie um die Früchte ihres Sieges geprellt wurden. Markovs bahnbrechende Analysen, deren funkelnder und fesselnder Stil unnachahmlich ist, steckten die Grenzen des Jacobinerstaats ab und erörterten die Postulate und Ziele des Sansculotterie." (S. 17). Auch Jean Suret-Canale und Ferdinand L'Huillier würdigten in ihren Erinnerungen die hohe Wertschätzung der französischen Fachkollegen für

Markovs Leistungen und Erforschung ihrer weltgeschichtlich bedeutsamen Nationalgeschichte. Und Bärbel Plötner (jetzt Lyon) erinnert an das zu Markovs 80. Geburtstag 1989 in Leipzig stattgefundene Kolloquium „Jakobinismus und Volksbewegung".

Wenn ich mich als Nicht-Fachhistoriker zu vorliegendem Band äußere, dann stehen dafür zwei Gründe Pate. Den ersten formulierte – auch für mich zutreffend – der Rechtswissenschaftler Hermann Klenner. „Für mich, wie für so manchen Gesellschaftswissenschaftler der unmittelbaren Nachkriegsgeneration, verkörperte Walter Markov das gute Gewissen. Schließlich war er ungebrochen den Zuchthäusern des Dritten Reichs entkommen und war aus jenem deutschen Staat, der in gewollter Kontinuität zum vorangegangenen den Naziprofessoren, nicht aber ihm einen Lehrstuhl einräumte, in den anderen deutschen Staat, zu uns, übergesiedelt. Und Markov hätte doch auch unser – mein! – schlechtes Gewissen verkörpern sollen. Denn es war unser aller Versagen, ihn hier nicht vor den Nachstellungen und Ausgrenzungen geschützt zu haben, von denen wir wussten, dass mit ihnen selbstherrlich Herrschende im Mantel des Marxismus ihn, den wirklichen Marxisten, zu beugen versuchten" (S. 203). Da zehn Jahre jünger als H. Klenner, waren bei meinem Eintritt in die Wissenschaft zwar die ärgsten Anfeindungen und Diskriminierungen W. Markovs schon vorüber, doch muss ich das widerspruchslose Hinnehmen derartiger Vorkommnisse (z. B. noch bis 1956) auch für mich und meine nächstfolgende Generation eingestehen.

Mein anderer Bezug zu W. Markov sind die wenigen, aber nachhaltigen persönlichen Begegnungen. 1966 war ich als junger Wissenschaftler gemeinsam mit W. Markov und seinem Doktoranden Klaus Ernst als DDR-Teilnehmer am VI. Weltkongreß für Soziologie in Evian. Auf Grund ihrer aktuellen Afrika-Erfahrungen (W. Markov war in den 60er Jahren zeitweise Dekan an der Universität in Nigeria und K. Ernst hatte gerade empirische Feldforschungen in Mali für seine Dissertation durchgeführt) beeindruckten sie die Kongressteilnehmer – vor allem die aus der Dritten Welt – auf besondere Weise. Für Klaus Ernst war es der Beginn für die von W. Markov geförderte Etablierung eines eigenen Forschungsbereiches und schließlich Lehrstuhls „Soziologie der Entwicklungsländer" an der Leipziger Karl-Marx-Universität, mit dem ich bis zu ihrer und unserer Abwicklung verschiedenartige Arbeitskontakte unterhielt. Und als wir 1990 W. Markov noch in Holzhausen bei Leipzig aufsuchten und um sei-

ne redaktionelle Mitarbeit für die neue sozialistische Zeitschrift „Utopie kreativ" baten, sagte er – lediglich auf seine altersbedingten Einschränkungen hinweisend – vorbehaltlos zu. Sofort entwickelte er uns seine aus der französischen und sowjetischen Revolutionsgeschichte abgeleitete Bewertung „der Wende" in der DDR als „Vendée". Und obwohl er von der Teilnahme an redaktionellen Beratungen in Berlin von vornherein als entschuldigt galt, bat er mich jedes Mal mit seiner unverkennbaren Handschrift darum, ihm sein Fernbleiben nachzusehen, zugleich noch manche Anregung beifügend.

Slowenischer Herkunft, wurde Walter Markov 1909 in Graz geboren, besuchte Schule und Gymnasium in Ljubljana, Belgrad und Rijeka, studierte an den Universitäten in Leipzig, Köln Berlin, Hamburg und Bonn Geschichte, Philosophie und Slawistik und promovierte 1934 in Bonn mit Summa cum laude mit einer Dissertation über „Serbien zwischen Österreich und Russland 1897–1908". Als wissenschaftlicher Assistent und Lektor für die russische Sprache trat er in Bonn der verbotenen KPD bei und organisierte im Herbst 1934 eine studentische Widerstandsgruppe, die eine illegale Zeitschrift „Sozialistische Republik" herausgab. 1935 wurde die Gruppe verhaftet. Als Hauptverantwortlicher wurde Markov vom „Volksgerichtshof" „wegen Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens" zu zwölf Jahren Zuchthaus – davon sechs Jahre in Einzelhaft – verurteilt, die er in Siegburg bei Bonn absaß. Er war leitender Kopf einer Gruppe politischer Häftlinge. Im April 1945 überwältigten sie die demoralisierten Wachmannschaften und befreiten sich – angesichts der nahenden amerikanischen Truppen – selbst. Als er unverzüglich begann, seine wissenschaftliche und politische Arbeit wieder fortzusetzen (u. a. als Mitbegründer der FDJ und des Kulturbundes des demokratischen Deutschlands an der Universität Bonn), musste er alsbald erkennen, dass in den Westzonen ein konsequenter und aufrichtiger gesellschaftlicher Neubeginn nicht gewollt war. Bereits 1946 folgte er einem Angebot der Universität Leipzig in die sowjetische Besatzungszone und habilitierte sich 1947 mit einer Arbeit über „Grundzüge der Balkandiplomatie", zu deren Gutachtern u. a. noch Hans Freyer gehörte. Er erhielt den Lehrstuhl für neuere Geschichte und wurde Direktor des von Karl Lamprecht begründeten Instituts für Kultur- und Universalgeschichte. Gemeinsam mit dem Ökonomen Fritz Behrens und dem aus Marburg berufenen Romanisten Werner Krauss verstanden sie es innerhalb von wenigen Jahren,

gewissermaßen im „Schneeball"-Effekt, eine stattliche Zahl antifaschistischer und sozialistischer Wissenschaftler aus den Westzonen und aus der Emigration für die Leipziger Universität zu gewinnen (den Germanisten Hans Mayer, den Philosophen Ernst Bloch, den Ökonomen Henryk Grossmann, den Ethnologen Julius Lips, den Theologen Emil Fuchs, den Begründer des legendären Malik-Verlags, Wieland Herzfelde, Hermann Budzyslawski als Mitbegründer der Journalistischen Fakultät, den Physiker Gerhard Harig, den Historiker Ernst Engelberg u. a.). Leipzig wurde zu der deutschen Universitätsstadt, die die meisten heimkehrenden deutschen Emigranten anzog, ein Verdienst, zu dem Walter Markov entscheidend beitrug. Auch die von W. Markov und diesem Kreis 1948 begründete Leipziger „Arbeitsgemeinschaft marxistischer Wissenschaftler" mit ihren zwei Schriftenreihen dürfte einmalig für die universitäre Wissenschaftslandschaft Nachkriegs-Deutschlands jener Anfangsjahre gewesen sein. Und doch geriet diese Leipziger Gruppe – wie manch andere – mit dem Übergang der SED zur sowjetischen „Partei neuen Typus" und dem einsetzenden Kalten Krieg in den Kreis politischer Verdächtigungen und Verunglimpfungen. Bereits 1948 wurden F. Behrens, W. Markov und W. Krauss öffentlich des Trotzkismus und des Objektivismus beschuldigt, und 1951 wurde W. Markov wegen „Titoismus" sogar aus der SED ausgeschlossen. Seinen wissenschaftlichen und politischen Überzeugungen blieb er treu, entfaltete eine wissenschaftliche Forschungs- und Lehrtätigkeit breiten Profils, mit international anerkannter Originalität und schulbildender Ausstrahlung, 1990 trat er der PDS bei und wurde Mitbegründer der Leipziger Rosa-Luxemburg-Vereins.

Auf beispielhafte Weise vereinigt der – bereits in zweiter Auflage vorliegende – aus dem Kolloquium hervorgegangene – Gedächtnisband persönliche Erinnerungen aus den verschiedenen Phasen des erlebnis- und widerspruchsreichen Leben Markovs (u. a. Manfred Kossok, Hannes Schmidt, Herbert Bartholmes, Eberhard Wächtler, Vert Didczuneit, Peter Sebals, Werner Bramke, Volker Külow) und greift mehrere seiner verschiedenen Forschungsgebiete auf. In „Studien zur Geschichte der ost- und südosteuropäischen Länder" (Ernstgert Kalbe, Werner Bahner, Eberhard Hexelschneider), über „Geschichtswissenschaft in Deutschland und Universalgeschichte" (Georg G. Iggers, Werner Berthold, Matthias Midell, Wolfgang Küttler, Michail N. Maschkin, Rigobert Günther), über Walter Markovs Beiträge zur Geschichtsschreibung der „Großen Revolution der

Franzosen" (Katharina Midell, Waltraud Seidel-Höppner, Joachim Höppner, Walter Schmidt), zur „Durchbrechung der eurozentristischen Geschichtsschreibung" (Hans-Jürgen Friderici, Lothar Rathmann, Hans Piazza, Sarkis Latchinian) sowie über „Geschichtsphilosophie und Politik" (Dieter Wittich, Hermann Klenner, Uwe-Jens Heuer, Wolfgang Eichhorn, Klaus-Dieter Eichler, Volker Caysa) werden in komprimierter Form Historiographie und höchst aktuelle Geschichtsanalysen geboten. Wolfgang Küttlers weiterführende Diskussion zur Theorieauffassung und Gesellschaftskonzeption Markovs „über Weltgeschichte im Revolutionsquadrat" nach der „Zeitenwende" von 1989/90 sei als Beispiel hervorgehoben.

Zusammengefasst lässt sich feststellen: es ist ein beispielhafter Band aus der offiziell ausgegrenzten, aber über Vereine sich freiwillig organisierenden „zweiten Wissenschaftskultur" Ostdeutschlands, mit dem der Historiker Walter Markov auf Brecht'sche Weise „indem wir uns nützen" – geehrt wird.